

Die Bedeutung, die eine Person der Erfüllung eines Wunsches beimisst, hängt unmittelbar mit dem Grad der Notwendigkeit der Realisierung des gewünschten Zustands zusammen. Damit rückt nun das Bedürfnis in den Blick, das als motivationale Größe Richtung und Grad der Erforderlichkeit der entsprechenden Welt-Zustandsänderung transportiert. Entscheidend ist dabei, dass Bedürfnisse nicht nur handlungsstrukturell Wünschen vorgeschaltet sind, sondern darüber hinaus insofern einen objektiveren Gehalt als Wünsche zu haben scheinen, als sie doch in einem gewissen generalisierbaren Maße an körperliche und physiologische Gegebenheiten und Notwendigkeiten des Menschen gebunden sind, die dem Einzelnen und seinen individuellen Vorlieben und Entscheidungen entzogen sind. Entsprechend legt schon ein intuitives Verständnis des Begriffspaares Wunsch/Bedürfnis die Annahme nahe, dass Wünsche stärker durch reflexiv-rationale (Selbst-)Kontrolle form- und steuerbar sind, was ihre Realisierung durchaus aufschiebbar und sogar verzichtbar machen kann, während es weniger leicht möglich zu sein scheint, sich dem Erfüllungsdruck von Bedürfnissen zu entziehen. Dies spricht dafür, zur Erklärung und zum Verständnis von Handlungen dem Bedürfnisbegriff eine derart basale Funktion zuzuerkennen, wie sie weder der Wunschbegriff noch eine andere motivationale Größe aufweisen.

## C. ZUM BEDÜRFNIS

Die Rede über Bedürfnisse ist so alt wie jede anthropologische Reflexion.

PETER PRECHTL<sup>95</sup>

### C.1 Handlungstheoretische Implikationen des Bedürfnisbegriffs

Die Rückführung des vielgestaltigen Bereichs von Handlungsursachen und möglichen Motivquellen menschlichen Handelns auf die Größe ‚Bedürfnis‘ mag zunächst befremden, spielen doch Begriffe wie Interesse, Überzeugung, Wunsch, Absicht etc. bei der Erklärung der inneren Struktur menschlicher Handlungsrationalität nicht nur generell eine mindestens ebenso gewichtige Rolle, sondern sind zudem weitaus präsenter in gängigen Handlungsbeschreibungen, -erklärungen und Selbstauskünften. In vielen Fällen wird zur Erläuterung oder Rechtfertigung beabsichtigten Tuns der Bedürfnisbegriff nicht einmal am Rande erwähnt.

---

95 Precht (1987), S. 13.

Doch muss dies im Zuge einer formalen Analyse menschlicher Handlungsstrukturen, die anthropologische Abstraktion wie Allgemeingültigkeit beansprucht, kein relevanter Einwand sein. Im Sinne der genealogischen Struktur einer Handlung ist es vielmehr angezeigt, zunächst jenseits üblicher Sprechweisen das weite Feld der verschiedenen an dem Entstehungsprozess einer Handlung beteiligten Komponenten auf einer theoretischen Ebene zu differenzieren und zu ordnen. In diesem Rahmen vermag der Bedürfnisbegriff nun insofern eine grundlegende Position zu beanspruchen, als in ihm die erste und unmittelbarste Manifestation jenes Empfindungs- und Triebkomplexes gefasst wird, die den unhintergehbaren Anfang der Handlungs-genese einnimmt. Von allen anderen, sich dann sukzessive bildenden motivationalen Größen heben Bedürfnisse sich durch ihre zunächst unreflektierte Gestalt und drängende Evidenz ab, was sich auch darin zeigt, dass sie weniger „in der Lebenssituation des Individuums“ als „eher in der Natur des Menschen verwurzelt“<sup>96</sup> sind. In diesem Sinne stellt das Bedürfnis den primären Ausgangspunkt jedes motivationalen Verlaufs dar, der in der Abfolge der intentionalen Handlungsverursachungskette dann in reflektierte und ausdifferenzierte Stadien wie Motiv, Grund, Wunsch, Wollen, Absicht, Impuls und schließlich zur Tat selbst übergeht. Die schematische Abfolge des Verlaufs einer Handlung ist wesentlich dadurch gekennzeichnet, „eigene Bedürfnisse und Ziele in Handlungsabsichten und diese ihrerseits in Handlungen umzusetzen“<sup>97</sup>.

Bezieht man nun diese herausgehobene Stellung des Bedürfnisbegriffs auf die Beschreibungsformel einer Handlung als Übergang von einem Weltzustand in einen anderen, so lässt sich erkennen, dass jeder Handelnde aus einem Bedürfnis heraus handelt, welches denjenigen Ist-Zustand kennzeichnet, der durch die Handlung in einen Soll-Zustand transformiert werden soll. Das bedeutet auch, dass „Handlungsentwürfe in Richtung auf einen neuen Zustand“<sup>98</sup> immer auf Bedürfnisse zurückverweisen. Somit kann mit Wilhelm Kamlah jedes Handeln als mehr oder minder vermittelte Strategie der Bedürfnisbefriedigung aufgefasst werden: „Eine Handlung verstehen heißt: das Bedürfnis kennen, dem sie abhelfen soll“<sup>99</sup>. Bemerkenswert daran ist, dass Kamlah diese Grundlegung jeder Handlungserklärung im Bedürfnisbegriff im Rahmen einer modifizierten Variante des gängigen Wunsch-Überzeugungs-Modells von Handlungsgründen (das sog. *belief-desire-model*, s.o.) konzipiert. So fügt er hinzu, was außer der Kennt-

---

96 Schmücker (2006), S. 316.

97 Pekrun (2000), S. 298.

98 Krauch (1981), S. 240.

99 Kamlah (1973), S. 51.

nis des korrespondierenden Bedürfnisses zum Verständnis einer Handlung notwendig ist:

„Eine Handlung verstehen heißt: das Bedürfnis kennen, dem sie abhelfen soll, und aus eigener Erfahrung wissen, dass diese Handlung in der Tat jenes Bedürfnis zu befriedigen, d.h. ihren ‚Zweck‘ zu erfüllen vermag.“<sup>100</sup>

### **C.1 (a) Bedürfnis als Indikator eines Mangelzustands**

Ein Bedürfnis markiert immer das Fehlen von etwas und verweist damit auf einen ursprünglichen Mangelzustand, was sich auch in den gängigen Bedürfnis-Definitionen wiederfindet, die den Bedürfnisbegriff mit Vorstellungen von Erfüllung und Vollständigkeit verknüpfen und dementsprechend ein Bedürfnis als Defizitsymptom verstehen. So bestimmt eine klassische volkswirtschaftliche Definition ein Bedürfnis als „Gefühl eines Mangels mit dem Streben ihn zu beseitigen“<sup>101</sup>. Hier wird vom Vorliegen eines mangelhaften Zustands ausgegangen, der dann auch behoben zu werden beansprucht – ein Anspruch, der folgerichtig als Konsequenz der Einschätzung des Ausgangszustands als Zustand, in dem etwas fehlt, entsteht. Somit wird ersichtlich, dass die Bestimmung eines Bedürfnisses sich aus der des entsprechenden Mangels ergibt. Wodurch ist nun aber ein Mangel gekennzeichnet? Zunächst fällt eine Parallele mit dem vorgehenden Bedürfnisbegriff auf: auch der Begriff des Mangels ist ein relativer Begriff, der nur in Bezug auf einen Richtwert sinnvoll verstanden werden kann. Ein solcher Richtwert, auf den das Vorliegen eines Mangels bezogen ist, kennzeichnet dabei einen Zustand, in dem kein Mangel konstatiert werden muss, sondern das Fehlende vorhanden ist und so „Mangelgefühle beseitigt oder zumindest ein befriedigenderer Zustand erreicht wird“<sup>102</sup>. Neben dem impliziten Verweis auf den erstrebenswerten Zielzustand kommt dabei immer auch der charakteristische Doppelgehalt des Mangelbegriffs zum Vorschein: in der Bezeichnung eines Zustands als Zustand des Mangels steckt zum einen ein Hinweis auf dasjenige, das für das Bestehen bzw. Erreichen eines mangel-losen Zustands erforderlich ist sowie zum anderen die Aussage, dass dieses zum Mangelausgleich Nötige eben auch nicht

---

100 Ebd.

101 So die einschlägige Definition des Nationalökonomen Friedrich Benedikt Wilhelm v. Hermann aus dem Jahr 1870, zitiert nach Müller/Schönplugh (1971), S. 765.

102 Krauch (1981), S. 240f.

vorhanden bzw. der Fall ist.<sup>103</sup> Im Rahmen einer handlungstheoretischen Beschreibung fungiert ein Richtwert – wie es der im Bedürfnis- und Mangelbegriff implizite Zielzustand ist – nun klarerweise auch als handlungsleitende Größe, d.h. der mangellose Zustand wird zum Ziel der Handlung: „Handlung heißt die spezifisch menschliche Weise, einen bedürfnisbefriedigenden Zustand zu erreichen.“<sup>104</sup> Um ein Bedürfnis und den fundierenden Mangelzustand zu bestimmen, ist also immer zu fragen, was der angestrebte Zielzustand ist, auf den der für das Bedürfnis ursächliche Mangelzustand verweist. Auf diese teleologische Struktur des Bedürfnisbegriffs bzw. des Bedürfnis weist Dieter Birnbacher hin: „Brauchen‘ setzt stets ein bestimmtes Wozu, einen Zweck voraus, auf den es bezogen wird“.<sup>105</sup>

Zunächst zeichnet die Rede von Bedürfnis und Mangel also ein begriffliches Verhältnis nach und bringt das Vorliegen einer Notwendigkeit unter bestimmten zweckbezogenen Bedingungen zum Ausdruck (,wenn – dann‘). Es handelt sich folglich um eine instrumentelle Abhängigkeitsrelation, die beschreibt, was angesichts eines gegebenen (Ist-)Zustands der Fall sein bzw. eintreten muss, um einen anderen möglichen (Ziel-)Zustand zu erreichen. Somit sind Bedürfnisaussagen wesentlich Aussagen über Erforderlichkeiten unter Voraussetzungen und bringen mit Barbara Merker „einen notwendigen Bedingungszusammenhang zum Ausdruck“ und „sagen etwas über Regularitätsbeziehungen zwischen Zustands- bzw. Ereignistypen“<sup>106</sup> aus.

### **C.1 (b) Bedürfnis als Indikator eines Soll-Zustands**

Allerdings ist mit dieser konditional-technischen Bestimmung das Bedürfnis als Antriebsmoment von Handlungen und Verhalten nicht vollständig erfasst, und wesentliche Dimensionen des Bedürfnisbegriffs bleiben ausgeklammert. So ist die Abhängigkeitsrelation von Mangel und Erfüllung, d.h. von Erfordernissen der Überführung eines Ist-Zustands in einen Ziel-Zustand, schon in der Rede von

---

103 „Der Ausdruck ‚Mangel‘ impliziert aber eben beides: dass etwas notwendig ist dafür, dass ein mangelloser Zustand erreicht wird; und dass das, was dafür notwendig ist, im objektiven oder auch (nur) subjektiven Sinne fehlt.“ Merker (1998), S. 140.

104 Krauch (1981), S. 257.

105 Birnbacher (1979), S. 31.

106 Merker (1998), S. 139. So lässt sich mit Merker der Kerngehalt aller Bedürfnisaussagen darauf zurückführen, „dass in einer Situation eines bestimmten Typs etwas von einer bestimmten Art der Fall werden muss, damit ein Zustand eines anderen Typs eintreten kann.“ Ebd.

„Bedarf“ umfasst. Während sich der Bedarfsbegriff in der rein instrumentellen Aussage über das Fehlen des für ein Ziel Notwendigen erschöpft, geht der Bedürfnisbegriff erheblich darüber hinaus.<sup>107</sup> So ist der angestrebte Zustand, der die Befriedigung eines Bedürfnisses erfordert, eben nicht nur eine optionale Größe, die bei vorliegenden Bedingungen realisiert werden *kann*. Vielmehr stellt ein Zustand, auf den ein Bedürfnis verweist, indem es dessen Fehlen anzeigt, keine normativ neutrale Wahlmöglichkeit dar, sondern ist ein Zustand, der mit einer gewissen prioritären Dringlichkeit realisiert werden *soll*.

Hier liegt eine wichtige Differenz zur ebenfalls normativ auf Erfüllung gerichteten Struktur von Wünschen vor. Während Wünsche zwar als voluntative Größen ihre Erfüllung ebenfalls als vorziehenswert kennzeichnen und damit aus der Menge bloßer Möglichkeiten herausheben, dabei ihre Realisierungsintention aber nicht notwendigerweise realistisch angelegt sein muss (wie paradigmatisch im Falle unrealistischer Wünsche), charakterisiert dies die prinzipielle Befriedigungsrelation von Bedürfnissen. So beziehen sich Bedürfnisse auf Ziele und Erfüllungszustände, deren Erreichen nicht nur möglich, sondern auch nötig ist. Bedürfnisse entfalten insofern eine Wünschen entgegengesetzte praktische Intentionalität, als das Bedürfnis-Mangel-Gefüge spezifisch gekennzeichnet ist durch eine intrinsische Art der Zielgerichtetheit, die sich gleichsam von selbst ergibt und – anders als eine bloße Konditionalaussage – einen gewissen Grad an Dringlichkeit beinhaltet. Die hierin aufscheinende, Erfüllung fordernde Kraft ist dabei Anzeichen des starken Forderungscharakters des Bedürfnisbegriffs. So bezieht sich dieser nicht auf beliebige Zielzustände, die weder (bzw. nur schwer) intersubjektiv verallgemeinerbar noch von existenzieller Dimension sind und nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen in ganz bestimmten Fällen wünschenswert erscheinen, sondern richtet sich „auf das von Menschen oder anderen Lebewesen aufgrund einer Notwendigkeit, insbesondere derjenigen der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung, Erstrebte“.<sup>108</sup> Der durch die Erfüllung entsprechender Bedingungen eintretende Zustand ist mithin ein ‚echter‘ Soll-Zustand, ein Zustand von positivem evaluativem Gehalt also, der in eindeutiger Weise anderen Zuständen – und speziell dem vorliegenden Ausgangszustand – vorzuziehen ist. Der durch ein Bedürfnis indirekt anvisierte und durch eine entsprechend geformte Handlung direkt erstrebte Weltzustand ist einer, der nicht nur sein *kann*, sondern sein *soll*. Auch Birnbacher erkennt hierin „einen eindeutig normativen Gehalt“ des Bedürfnisbegriffs, als dieser „einen bestimmten Zweck, auf den das Bedürfen im Sinne des ‚Brauchens‘ bezogen wird, als wünschenswert, als ein irgendwie gear-

107 Vgl. dazu Horn (2002), S. 20.

108 Schmücker (2006), S. 314.

tetes Gut, als einen Wert voraus[setzt]“<sup>109</sup>. Charakteristisch ist daran, dass das zur Erlangung des Zielzustands Benötigte sich nicht nur durch seine bloße Eigenschaft auszeichnet, die es mit anderen möglichen Handlungsoptionen teilen mag, sondern – wie Merker es formuliert – dass „das jeweils Gebrauchte alternativlos“<sup>110</sup> ist. Dies verdeutlicht neben der Relationalität bzw. Konditionalität die zweite charakteristische Eigenschaft des Mangel-Bedürfnis-Begriffspaars: seine Normativität.

Der angestrebte Zielzustand, dessen ungenügende oder unvollständige Erfüllung den Mangelzustand ausmacht und das entsprechende Bedürfnis ausrichtet, weist für den Betroffenen stets einen gewissen aktivierenden Wert auf.<sup>111</sup> Insofern impliziert die Rede von einem Mangelzustand – und noch mehr die von einem Bedürfnis – immer auch handlungsauffordernde Kraft, die danach strebt, einen bestimmten Zustand nicht nur als mangelhaft zur Kenntnis zu nehmen, sondern den unbefriedigenden Zu- und Umstand auch beheben zu wollen. Bedürfnisse „scheinen insofern bereits aufgrund ihres Bestehens einen gewissen Anspruch darauf zu haben, befriedigt zu werden“<sup>112</sup>. Bedürfnisaussagen sind somit notwendig normative Sätze, als sie neben einem Zweck-Mittel-Zusammenhang auch den jeweiligen Zweck (*telos*) als erstrebenswertes Ziel definieren, indem sie, wie Merker hervorhebt,

„zum Ausdruck bringen, dass das Erreichen des *Telos* gut wäre; dass der finale Zustand erreicht werden sollte; und dass es daher gut wäre, wenn die Person das, was sie braucht, auch bekommen würde; dass sie es bekommen sollte“<sup>113</sup>.

Neben seiner deskriptiv-strukturellen Funktion entwickelt der Bedürfnisbegriff durch diese evaluative Dimension besonderen normativen Gehalt und imperativische Wirkung. Bedürfnisse lassen sich somit fassen als „nähere Bestimmungen notwendiger und erstrebenswerter Lebensinhalte.“<sup>114</sup> Indem die Bedürfnisse des

---

109 Birnbacher (1979), S. 32. Birnbacher ergänzt ebd.: „Zu sagen, dass jemand etwas ‚braucht‘, setzt insofern in den meisten Fällen voraus, dass man *will*, dass dieser einen bestimmten Zweck erreichen *sollt*“.

110 Merker (2008), S. 119.

111 Ganz ähnlich werden in der Motivationspsychologie Bedürfnisse als eine „Diskrepanz zwischen einem situativen Istwert und einem angestrebten Sollwert“ definiert, vgl. Scheffer/Heckhausen (2006), S. 54.

112 Schmücker (2006), S. 317.

113 Merker (1998), S. 141.

114 Lederer (1979), S. 19.

Menschen als unverzichtbar und erwünscht ausgewiesene Elemente des Lebens im Falle ihres Nichtbestehens und Fehlens schließlich handlungswirksam werden, erweisen sie sich als grundlegende Größe der motivationalen Struktur des Menschen als Handlungswesen.

Wie aus dem bislang Dargelegten hervorgeht, ist in der Norm als dem dritten Element, durch das das Begriffspaar Mangel-Bedürfnis *per definitionem* zur dreistelligen Struktur erweitert wird, die normative Dimension einer auf Bedürfnisse und Mangelzustände zurückgehenden Handlungserklärung enthalten. So besteht eine unauflösbare Verbindung zwischen den drei Schlüsselmomenten, die jeder Handlungsmotivation zugrunde liegen: Mangel, Bedürfnis und Idealzustand bzw. Norm bilden ein terminologisches Dreiergespann, das sich durch seine spezifische begrifflich-logische Abhängigkeit auszeichnet. Diese drei Größen sind so eng aufeinander bezogen, dass die Bestimmung einer dieser Größen unweigerlich immer auch eine Aussage über den Gehalt der beiden anderen beinhaltet. Es lässt sich also nicht von einem bestimmten Bedürfnis sprechen, ohne – zumindest implizit – von entsprechenden Ist- und Soll-Zuständen auszugehen und diese als Mangel- und Zielzustände festzusetzen.

## C.2 Differenzierungskriterien

Eine Diskussion des Bedürfnisbegriffs, die beansprucht, nicht nur dessen handlungstheoretische Funktion aufzuzeigen, sondern auch die anthropologische Dimension dieser Schlüsselgröße sichtbar zu machen, muss die konkrete Beschaffenheit der realen Bedürfnisse des Menschen in den Blick nehmen. Die inhaltliche Bestimmung des Bedürfnisbegriffs ist somit nach der funktionalistischen Aufklärung über seine intentionale Bedeutung als handlungstheoretisches Struktur- und Motivationsmoment der nächstliegende Schritt.

Um zu konkreten Bedürfnissen und damit den konkreten Ist-Zuständen des Menschen, die ihn zu Handlungen veranlassen, zu gelangen, bietet es sich an, das direkte semantische Umfeld des Bedürfnisbegriffs zu betrachten.<sup>115</sup> Ein Bedürfnis zu haben, bedeutet, einer Sache, eines Gutes, einer Erfahrung etc. zu bedürfen, was nichts anderes heißt, als dieses Etwas zu benötigen. Bezogen auf den Parallelbegriff des Mangels, benötigt der Bedürftige dasjenige, dessen er mangelt. Benötigen impliziert nun – wie schon an der Wortgestalt erkennbar – eine zwingende Verhältnismäßigkeit, nämlich die Relation einer Notwendigkeit. Und liegt eine Notwendigkeit vor, so stellt sich zuallererst und unausweichlich die

---

115 Vgl. zu dieser Methode auch Kamlah (1973), S. 52ff.

Frage, *wofür* etwas notwendig ist, mithin die Frage nach dem Wozu. Auch der Begriff der Notwendigkeit ist nur als relativer Begriff sinnvoll zu verstehen. Als notwendig kann etwas immer nur in Bezug auf einen Zweck, auf ein Ziel hin verstanden – und erst recht behauptet – werden, nie ist etwas absolut und an sich, schlechthin notwendig. Das Unentbehrliche in der Notwendigkeit bedeutet schlicht, dass es ein bestimmtes Ziel geben muss, das nur mittels jener unverzichtbaren Voraussetzung erreicht werden kann und also notwendig angewiesen auf die Erfüllung dieser alternativlosen und somit essenziellen Bedingung ist. Wenn ein Bedürfnis nun in seinem Notwendigkeitscharakter immer auf einen spezifisch korrespondierenden Zweck und Zielzustand verweist, bedeutet das, dass die Frage nach den Bedürfnissen des Menschen in der Frage nach seinen Zwecken und Zielen und damit nach dem menschlichen Telos aufgeht.

## **C.2 (a) Biologisch: Funktionieren und Überleben**

Angesichts der Ziele, die der Mensch verfolgt und die er dann für gewöhnlich mit der Rede von Bedürfnissen und Notwendigkeiten belegt, kann nun ein erster ordnender Überblick erreicht werden, wenn das breite Spektrum des praktischen Telos als Antwort auf die Frage nach dem Wozu verstanden wird. Wie es scheint, muss hierzu bei der Frage nach dem grundlegendsten, dem basalsten Wozu begonnen werden. Und diese Grundstufe lautet nicht etwa ‚Wozu überhaut?‘, sondern vielmehr ‚Wozu zuallererst?‘. Sie führt also zu jenem Zweck, dessen Erreichen erst alle weiteren Ziel- und Zwecksetzungen möglich macht, zu einem in diesem Sinne transzendentalen Zweck. So steht vor jedem Handlungsziel immer und unverzichtbar zunächst die Notwendigkeit, handeln zu können, was wiederum notwendig voraussetzt, als Handlungssubjekt überhaupt zu existieren. Als allererste, grundlegendste Bedürfnisse können damit jene gelten, deren Befriedigung für das schiere Leben und Überleben unverzichtbar ist, also vitale Bedürfnisse nach (Atem-)Luft, Nahrung, auch Kleidung, Wohnung, Versorgung im Notfall, Sicherung im Falle einer möglichen Bedrohung. Diese Bedürfnisse, die oft als ‚natürliche Bedürfnisse‘ bezeichnet werden, lassen sich zusammenfassen als Bedürfnisse, die auf das elementare Ziel *Leben* ausgerichtet sind und können somit in einem sowohl existenziellen wie auch transzendentalen Sinne als vitale Grundbedürfnisse verstanden werden.<sup>116</sup>

---

116 Dieser Ansatz einer funktionalistisch-existenziellen Bedürfnisdefinition entspricht der Auffassung des österreichischen Ökonomen Carl Menger, der Bedürfnisse als „die Erfordernisse der Erhaltung und harmonischen Entwicklung der menschlichen Natur in ihrer Totalität“ versteht und damit den normativen Gehalt des Begriffs deutlich macht, zitiert nach Birnbacher (1979), hier S. 31. Im Gegensatz zu dieser

Indem sie Lebens-Notwendigkeit implizieren, beziehen sich die transzendentalen menschlichen Bedürfnisse und die ihnen korrespondierenden Mangelzustände primär auf die physiologische Verfasstheit des Menschen. Nicht von ungefähr werden als universelle menschliche Grundbedürfnisse durchweg zunächst körperliche Bedürfnisse genannt bzw. solche, die sich in erster Linie auf körperliche – hier synonym: ‚vitale‘ oder ‚physiologische‘ – Belange beziehen.<sup>117</sup> In paradigmatischer Weise hängt hier die Rede von Bedürfnissen mit der Vorstellung eines Normalzustands zusammen. So ist für körperlich-existenzielle Grundbedürfnisse ein (kurzzeitig oder langfristig, plötzlich oder regelmäßig) beeinträchtigtes Verhältnis zu einem als normal empfundenen Zustand charakteristisch. Dieser Normalzustand umfasst das natürliche Vorhandensein und unbeeinträchtigte Funktionieren aller typischerweise zum menschlichen Organismus zählenden körperlichen Organ(system)e und Funktionen. Jede Abweichung von diesem Soll-Zustand wird gemeinhin als mangelhafter Zustand wahrgenommen, aus dem Bedürfnisse entstehen, und somit als zu behebende Anomalie interpretiert. Dieser Auffassung von Norm und Aberration liegt die Annahme einer natürlichen Zweckmäßigkeit und objektiv bestimmbarer Zielvorstellung des menschlichen Organismus und seines Funktionierens zugrunde, welche als biologisch-anthropologische Tatsache aufgefasst wird.

Auch wenn Annahmen von ‚natürlichen Normwerten‘, ‚biologischer Zweckmäßigkeit‘ und einer ‚Teleologie des körperlichen Funktionierens‘ stets der vielbeachteten Herausforderung eines naturalistischen Fehlschlusses ausgesetzt sind, so gibt es durchaus gute Gründe, die für ein in diesem Sinne teleologisches Verständnis nicht nur des menschlichen, sondern aller biologischer Organismen sprechen. Jedoch muss hier der Begriff der Teleologie von überholten Interpretationsmodellen abgegrenzt und präzisiert werden. So kann heute nicht mehr ernsthaft von einer äußeren, universalen oder gar transzendenten Teleologie ausgegangen werden, welche die Zielgerichtetheit aller Lebewesen, der Welt oder sogar des Universums als Ganzem annimmt. Vielmehr lässt sich der Teleologiebegriff frei von problematischen anthropischen oder kreationistischen Annahmen schärfen und als Zielgerichtetheit im Sinne einer „inneren Naturteleologie“<sup>118</sup>

---

objektivistischen Bestimmung des Bedürfnisbegriffs setzt die oben schon angeführte Definition, die bei Friedrich von Hermann einschlägig auftaucht, am Mangelempfinden des betreffenden Individuums und damit am subjektiven Wollen an.

117 Nahezu alle relevanten Bedürfniskonzepte in der Psychologie und Pädagogik legen derartige körperlich-physiologisch-vitale Erfordernisse ihren Modellen auf basaler Ebene zugrunde. Vgl. dazu Mägdefrau (2007), S. 59ff.

118 Vgl. dazu Toepfer (2005), S. 39ff.

verstehen. Diesem Verständnis nach bleibt das Zweckhafte auf rein physiologisch-kausale Verhältnisse beschränkt und beinhaltet keinerlei intentionale Elemente einer zielgeleiteten ‚Handlungsteleologie‘. Im Zusammenhang menschlicher Bedürfnisse und eines diesen zugrunde liegenden Normalzustands darf das Teleologieprinzip somit nicht als antizipierende Zwecksetzung oder planvolle Zwecktätigkeit verstanden werden, sondern meint (bloße) Zweckmäßigkeit und bezieht sich auf die Organe und Organsysteme des Körpers in ihrer funktionellen Einbettung in einen Organismus. Dieses Verständnis von einer Teleologie der physiologischen Zweckdienlichkeit entspricht dem Mitte des 20. Jahrhunderts in die Biologie eingeführten Begriff der *Teleonomie*, mit dem „die Biologen seither einen biologischen Tatbestand rein deskriptiv als zweckdienlich oder zielgerichtet kennzeichnen“ können. Dabei wird zweckdienlich verstanden als „auch zum Überleben seiner Art“ beitragend, was die „teleonomische Fragestellung“ zur zentralen „Frage nach der biologischen Bedeutung“ werden lässt, die da lautet: „Erfüllt die fragliche Gegebenheit eine Funktion im Rahmen von Lebensvorgängen, z.B. bei der Entwicklung des Organismus, und damit für die Erhaltung der Art?“<sup>119</sup>

Dementsprechend bezieht sich die Vorstellung eines physiologischen Normalzustands des Menschen weniger (bzw. nur indirekt) auf eine kollektive Ebene des arterhaltenden Instinkts und evolutionsrelevanten Naturzwecks der Fortpflanzung, sondern vielmehr auf die individuelle Ebene des Für- und Ansich-Existierens des menschlichen Organismus in seiner (selbst)zweckmäßigen physiologischen Funktionsfähigkeit. Diesen Kern einer objektivistischen Bedürfnistheorie formuliert auch Kamlah, indem er von Analogien im Bereich des nicht-menschlichen Lebens ausgeht, um die existenziell-vitalen Grundbedürfnisse zu fassen, die dem Menschen *als Naturwesen* zukommen:

„Wer Blumen am Fenster hat, ‚muss‘ sie regelmäßig gießen. Pflanzen ‚brauchen‘ Erde, Wasser, Luft, Licht, und der Biologe kann genauer sagen, was bestimmte Arten von Pflanzen brauchen, ferner, welche die vorgegebenen ‚*Lebensbedingungen*‘ der Ameise, des Maulwurfs, auch des Menschen sind. [...] Der Biologe, der Physiologe untersuchen den ‚Wärmehaushalt‘ von Lebewesen, auch den physischen Haushalt des Menschen, seinen ‚Bedarf‘ an Kalorien – es scheint, als ließe sich die Frage nach unserer Bedürftigkeit naturwissenschaftlich ‚objektivieren‘, indem wir wieder, wie schon Descartes, unseren Körper als Maschine auffassen.“<sup>120</sup>

---

119 Alle Zitate in Hassenstein (1981).

120 Kamlah (1973), S. 55.

An der genuin biologisch verortbaren Naturseite der menschlichen Bedürftigkeit ansetzend, lassen sich so Bedürfnislagen konturieren, die weitgehend unabhängig von kontingenten Umständen und Einflüssen (wie etwa kulturellen, historischen, sozialen oder politischen Determinanten) vorliegen. Dass damit allerdings keineswegs eine umfassende Bestandsaufnahme sämtlicher Bedürfnisse des Menschen gelingen kann, macht Kamlah im selben Schritt seiner bio-anthropologischen Annäherung deutlich:

„Auf diesem Wege gelangen wir zu menschlichen Bedürfnissen, die jedenfalls ‚wirkliche‘, und zwar ‚natürliche‘ Bedürfnisse sind. Keineswegs freilich gelangen wir auf diesem Wege zur ‚objektiven Feststellung‘ *aller* menschlichen Bedürfnisse. Nicht einmal alle unsere natürlichen Bedürfnisse sind durch dieses Kriterium abgrenzbar [Herv. i.O.]“.<sup>121</sup>

## C.2 (b) Kulturell: Selbstverwirklichung und Transzendenz

Ist die grundlegende Funktion der transzendentalen Bio-Bedürfnisse relativ klar zu umreißen und entsprechend einsehbar, wird die Bestimmung und hierarchische Einordnung zunehmend schwierig, zieht man jene Grundbedürfnisse des Menschen mit in Betracht, deren Befriedigung keine direkten vitalen Überlebensfunktionen sichern. Hier werden Mangelzustände, Antriebe und Strebenziele relevant, die nicht mehr den zwingenden Status unverzichtbarer, existenzieller Seinsbedingungen erfüllen. Es rücken Bedürfnisse ohne direkten biophysiologicalen Bezug ins Blickfeld, die kontingenter als transzendente Bedürfnisse sind und statt dem Imperativ des Lebens an sich zu folgen, unter die anspruchsvollere Leitfrage ‚Wie Leben?‘ fallen. Hierzu sind Bedürfnisse wie etwa das nach Selbstverwirklichung, ästhetischer Erfahrung oder Transzendenz zu zählen. Solche als nicht-körperlich bzw. nicht direkt körperlich verankert, also geistig, intellektuell, emotional oder spirituell beschreibbaren Bedürfnisse sind nicht in der Weise in biologischen Grundgegebenheiten des Naturwesens Mensch verankert, wie dies bei vital-existenziellen Grundbedürfnissen der Fall ist. Sie heben sich von jenen dadurch ab, dass sie weniger unabweisbar auftreten und persistieren, dagegen in bedeutendem Maße der willkürlichen Kontrolle und reflexiv-rationalen Einflussnahme und Ausgestaltung durch den Betreffenden und seine Vernunft unterliegen. Derartige nichtkörperliche Bedürfnisse gehören nun weniger der „Region des zum Überleben, zum angemessenen, zum guten Leben Nötigen“ an, sondern stammen eher aus der „Region des Wollens und Wünschens“, wie Birnbacher die beiden Dimensionen möglicher Bedürfnisver-

---

121 Ebd., S. 55f. Kamlah ist sich dabei der Gefahren eines naturalistischen Ansatzes bewusst, vgl. ebd., S. 56.

ortung benennt.<sup>122</sup> Dabei ist die stärker subjektivistische Sphäre ‚des Wollens und Wünschens‘ anders als der objektivistische Bereich des ‚Nötigen‘ gekennzeichnet durch normative „Leitvorstellungen, über deren Inhalt und deren Implikationen letztlich nur politisch – im weitesten Sinne des Wortes – entschieden werden kann“<sup>123</sup>. Aus dieser subjektivistischen Offenheit und Plastizität ergibt sich ein enorm breites Spektrum von verschiedensten, ausdifferenzierten und vielgestaltigen Individualbedürfnissen sowie der zu ihrer Befriedigung geeigneten oder nötigen Verfahren, Instanzen und Mittel. Dabei lässt sich eine doppelte Variabilität erkennen: Nicht nur ist die Variationsbreite nicht-körperlicher Bedürfnisse und ihrer Befriedigung prinzipiell unbegrenzt, es finden sich auch jeweils mehrere Wege zur Befriedigung solcher Bedürfnisse. Während der eine etwa glücklich lebt, ohne eigene künstlerische Betätigung zu vermissen, ist für den anderen die Befriedigung des entsprechenden Bedürfnisses von geradezu existenzieller Bedeutung, der er dann im Atelier nachgeht, während einem Dritten dies nur auf der Bühne möglich ist.

Freilich kann bei aller subjektiven Hochschätzung eine unhintergehbare Abfolge der zwei Bedürfnistypen nicht geleugnet werden. Das Bedürfnis nach künstlerischem Ausdruck, Selbstverwirklichung und Sinn, das auch interpretiert werden kann als das Bedürfnis des Menschen, über seine faktische Existenz hinauszugehen, kann schließlich nur von einem Selbst empfunden und seine Erfüllung befriedigend erlebt werden, das existiert, und das heißt, von einem Subjekt, das biologisch lebt. Trotzdem muss das anthropologische Basisbedürfnis nach erfüllender Lebensführung als ebenso grundlegend gelten und der Sicherung des reinen Überlebens nur in einem technischen Sinne nachgeordnet aufgefasst werden. Dies belegen Fälle der umgekehrten Abhängigkeit, in denen extreme Vernachlässigung und direkte Verhinderung der Befriedigung fundamentaler anthropologischer oder geistiger Lebensbedürfnisse zum organischen Tod führen können.

---

122 Birnbacher (1979), S. 33.

123 Ebd. Wobei freilich die Bestimmung der ‚Region des Nötigen‘ durch ihre Spezifizierung ‚zum angemessenen, zum guten Leben‘ die scheinbar klare Abgrenzbarkeit zwischen einer objektiven, transzendentalen Bedürftigkeit einerseits und nur oder primär subjektiv zu verhandelnden Grunderfordernissen andererseits zu unterlaufen droht. So kann die jeweilige Ausformung eines für ein ‚gutes Leben‘ Notwendigen nicht allgemein-übergreifend bleiben und muss durchaus individuellen Wünschen erheblichen Stellenwert einräumen, sollen paternalistische, essenzialistische und naturalistische Unangemessenheiten vermieden werden.

## C.2 (c) Die Dimension der Körperlichkeit

Die Ausrichtung an dem Kriterium der physiologisch-existenziellen Transzendentalität spricht nun dafür, nicht-körperliche Bedürfnisse klar von körperlichen zu unterscheiden. Während geistige Bedürfnisse als stark individuell-subjektive Bedürfnisformen nur sehr rudimentär verallgemeiner- oder gar objektivierbar sind, scheinen sich körperliche Bedürfnisse aufgrund ihres direkteren und unverfälschteren Auftretens und ihrer entsprechend unmittelbareren Verknüpfung mit biologisch-physiologischen Grundgegebenheiten als universal konstatieren zu lassen. Doch kann bei dieser ersten Beobachtung die Frage nicht unbeantwortet bleiben, wie weit die unterstellte Direktheit körperlicher Bedürfnisse wirklich reicht und ob tatsächlich kategorial zwischen zwei Bedürfnistypen anhand ihrer Körperlichkeit unterschieden werden kann. Zu vermuten steht vielmehr, dass mit einem derartigen dualen System der Bedürfnisklassifizierung der verwickelte Zusammenhang von existenzieller und akzidentieller Bedingtheit, der Bedürfnisse generell prägt – ob primär körperlich verortet oder nicht –, aus dem Blick gerät.

Dem Verdacht, dass eine kategoriale Zweiteilung des Bedürfnisfeldes problematisch ist, kann instruktiv mit einem Beispiel nachgegangen werden. So ist ein Bedürfnis bzw. ein Zielzustand, der häufig angeführt wird, wenn es um eine erste, direkt körperlich ansetzende Stufe vital-existenzieller Grundbedürfnisse des Menschen geht, dessen transzendentaler Status jedoch längst nicht so klar ist, wie diese Zuordnung suggeriert, der Zustand der Gesundheit.

Gerade dieser Seinsmodus der menschlichen Verfasstheit, der im Zentrum der Identität und normativen Bestimmung der Medizin steht<sup>124</sup>, wird gemeinhin als störungsfreies Funktionieren körperlicher Anlagen und Fähigkeiten verstanden, das in einem naturzweckhaften Sinne als normal gelten kann. Mehr noch, gesund zu sein gilt nicht nur als Normal-, sondern wird in der Regel auch als erstrebenswerter Idealzustand postuliert. Einem beliebten, Schopenhauer zugeschriebenem Diktum folgend, wonach Gesundheit nicht alles, ohne sie aber alles nichts sei, wird in diesem Zusammenhang oft nicht nur die Relevanz und Dringlichkeit eines intakten körperlichen Zustands für das individuelle Wohlbefinden herausgestellt, sondern Gesundheit wird darüber hinaus zu einer fundamentalen und unverzichtbaren Lebensvoraussetzung stilisiert – so fundamental, dass an einem wörtlichen Verständnis des Aphorismus kein Zweifel mehr angebracht scheint (welcher eben in diesem Sinne auch suggeriert, dass krankes Leben bzw.

---

124 Siehe zu einer eingehenden Diskussion des Gesundheitsbegriffs aus philosophischer Perspektive sowie zu kritischen Einwänden auf Missverständnisse des gegenwärtig vorherrschenden Gesundheitsverständnisses unten, S. 176ff.

Leben in Krankheit *per se* nicht lebenswert sei)<sup>125</sup>. Zumindest auf den ersten Blick ist aber fraglich, inwiefern dem Gesundsein solch zwingende Notwendigkeit in existenzieller Hinsicht zukommen soll. Denn kann der Mensch nicht auch als kranker Mensch leben, weiterleben und vor allem auch überleben? Noch stärker ließe sich formulieren, dass menschliches Leben Kranksein ohnehin stets impliziere und somit die Vorstellung von Gesundheit immer und unausweichlich bloß ein Ideal sei, das der Mensch nur episodisch, keineswegs jedoch konstant oder gar gesichert erreichen könne. So verstanden würde sich das Bedürfnis, das nach Gesundheit verlangt, dadurch von jenen genannten lebensnotwendigen unterscheiden, dass das aus dem Gesundheitsbedürfnis abgeleitete handlungsmotivierende Streben ein prinzipiell unerreichbares und immer nur anzustrebendes, nicht aber tatsächlich realisierbares Ziel vor Augen hätte. Auch wenn man nicht so weit gehen muss, Morbidität als anthropologische Grundfigur zu begreifen, muss die Auffassung von Gesundheit als bloß regulatives Ideal die Dringlichkeit des entsprechenden Bedürfnisses nicht schmälern. Gerade der Umstand, dass gesundheitliche Anfälligkeit als anthropologische Konstante und gegebener Normalzustand der menschlichen Verfasstheit begriffen werden müsste, könnte ja belegen, dass es sich bei dem Streben nach Gesundheit um ein universelles Bedürfnis handelt, dem es umso mehr zu begegnen gilt, je unsicherer seine dauerhafte Befriedigung für den Menschen ist.

Ob nun Gesundheit ein (zumindest als konstanter Zustand) unerreichbares Ziel oder aber anthropologischer Normalzustand ist, lebensnotwendig in einem starken Sinne, wie es transzendente Grundbedürfnisse sind, ist sie nicht. Freilich waren und sind im evolutionären Entwicklungsgang, dessen Etappenschritte im Zeichen des vielbeschworenen (und dabei oft missverstandenen) „Survival of the Fittest“ stehen, die Überlebens-, ‚Gewinner‘ in der Regel auch die gesündesten Exemplare ihrer Art, doch zeichnet sich die heute erreichte Lebenslage des Menschen gerade dadurch aus, dass dieser längst den harten Konkurrenzbedingungen eines biologisch orientierten Überlebenswettbewerbs enthoben ist.<sup>126</sup>

Die Probleme, die sich bei der Einschätzung des Zusammenhangs von körperlichem Normalzustand, Gesundheit und Bedürfnissen ergeben, zeigen, dass

---

125 Hier sei darauf hingewiesen, dass offenbar Zweifel an der Authentizität der vielbeschworenen Schopenhauerschen Autorschaft berechtigt sind, siehe dazu Maio (2007c), S. 252 (dort Fn. 13).

126 In den Genuss dieses Schicksals kommen außer ihm nur diejenigen Tiere (und Pflanzen), die wiederum der Mensch zu seinen eigenen Zwecken vom evolutionären Selektionsprozess suspendiert, sei es aus Gründen gefühliger Zurichtung oder zum systematisch verfolgten und optimierten Zwecke der Nahrungsbeschaffung.

die enge Verknüpfung von der Idee eines natürlichen Normalzustands mit dem Bedürfnisbegriff nicht so eindeutig ist, wie es zunächst angesichts des hohen Grades an Verallgemeinerbarkeit und begrenzter Formbarkeit durch individuelle Präferenzen scheint. Außerdem erfasst die Kennzeichnung transzendentaler Bedürfnisse als lebensnotwendige Belange, so prägnant sie ist, kaum eine Binnendifferenz körperlicher Grundbedürfnisse und der ihnen zugrunde liegenden Mangelzustände. So gibt es körperliche Bedürfnisse, die auf Mangelzuständen beruhen, welche so unvermeidlich wie regelmäßig auftreten und damit in gewissem Sinn als naturgemäß und normal aufgefasst werden können (z.B. das Bedürfnis nach Hunger oder Schlaf), während andere Bedürfnisse, die sich körperlich manifestieren, aus Mangelzuständen aufgrund spontaner, überraschender und in der Regel unerwünschter Veränderungen des Körpers entstehen (z.B. nach Verletzungen und Erkrankungen). Während also manche Bedürfnisse fundamentale und konstitutive Eigenheiten des menschlichen Körpers vertreten, auf überlebenswichtige bio-physiologische Funktionen verweisen und gerade durch ihr kontinuierliches oder wiederkehrendes In-Erscheinung-Kommen verlässliche Funktionstüchtigkeit anzeigen, werden andere unter Umständen akut, welche durch plötzliches Auftreten, unerwartete Störungen körperlicher Ausgewogenheit und nicht zuletzt unangenehme Begleiterscheinungen wie Schmerzen oder Angstgefühle beunruhigen. Diese Ambivalenz körperlicher Grundbedürfnisse macht die grundsätzliche evaluative Neutralität des Bedürfnisbegriffs deutlich. So zeigt die zunächst unbestimmte Valenz auftretender Bedürfnisse, dass etwa nicht jeder bedürftige auch ein kranker Mensch ist und Mangelzustände durchaus ein Merkmal von Gesundheit sein können.

Dabei vermag die Unterscheidung zwischen konstant wiederkehrenden, in diesem Sinne neutral oder sogar positiv zu bewertenden Bedürfnissen und solchen, die spontan auftreten und wegen ihrer unerwünschten Folgen klarerweise negativ beurteilt werden müssen, gleichzeitig zu verdeutlichen, dass Körperlichkeit allein kein tragfähiges Kriterium für eine angemessene Differenzierung des Bedürfnisbegriffs ist. Ebensowenig ist die Vorstellung haltbar, Mangelzustände seien prinzipiell negativ zu bewerten und ein Zustand der vollständigen Mangel- und Bedürfnislosigkeit bzw. der umfassenden Bedürfnisbefriedigung sei (zumindest in körperlicher Hinsicht) ein uneingeschränkt erstrebenswertes Ideal. Um aber nicht im Gegenzug einer Positivierung des definitionsgemäß Negativen (per Etikettierung als Mangel) das Wort zu reden, muss hier auf den Unterschied zwischen einem Mangelzustand und dem Umstand seines Auftretens hingewiesen werden und demgemäß hinzugefügt werden, dass sich die mögliche Positivität und Sinnhaftigkeit des Mangelhaften nur auf das Vorkommen eines Mangels und nicht auf den Mangelzustand selber beziehen kann. So muss ein kurzzeitiger

Mangelzustand nicht unbedingt als negativ bewertet werden, während andauernde und ausgeprägte Mängel freilich bereits *per definitionem* zu vermeidende Zustände kennzeichnen.<sup>127</sup>

Außerdem erweist sich die anthropologische Objektivierbarkeit und universelle Verallgemeinerbarkeit selbst bei Bedürfnissen, die unbestreitbar fundamental und körperlich ansetzen und daher einen recht eindeutigen und universellen Charakter aufzuweisen scheinen, als eine nur scheinbare. Zwar ist bei stärker determiniert wirkenden Bedürfnissen das Spektrum der möglichen Mittel zur Befriedigung zweifellos eingeschränkter, als dies bei weniger vorgebahnten der Fall ist, doch ist dieses auch hier nicht absolut vorgegeben. Allein das Beispiel des Hungers, der (abgesehen von der Möglichkeit, Hungerempfinden durch autoaktive Psychotechniken wie etwa Meditation o.ä. zu sublimieren, zu verdrängen oder aufzuheben) nur durch Nahrungsaufnahme gestillt werden kann, welche aber sowohl qualitativ als auch quantitativ auf höchst unterschiedliche Art und Weise erfolgen kann, zeigt, wie schwer sich hauptsächlich körperliche Bedürfnisse und die Mittel zu ihrer Befriedigung auf eine rein physiologische Dimension reduzieren lassen. Auch jene Bedürfnisse, die primär in Form körperlichen Erlebens und Erforderns wahrgenommen werden, werden vom Menschen immer schon geistig-intellektuell sowie soziokulturell überformt wahrgenommen, erfahren und interpretiert.

## **C.2 (d) Ein mehrdimensionales Kriterienraster**

Die Einteilung des Bedürfnisbegriffs in körperliche auf der einen und nicht-körperliche Bedürfnisse auf der anderen Seite scheint also zu ungenau und durch ihre grobe Binarität nur neue Probleme zu schaffen, die eine erhellende Wesensbestimmung von Bedürfnissen unnötig erschweren.<sup>128</sup> Derartige Schwierigkeiten einer streng kategorialen Klassifizierung von Phänomenen, die immer als zusammengesetzte ‚Mischformen‘ auftreten, sind auch als Grund dafür anzusehen, dass systematische Versuche, aussagekräftige Listen oder hierarchische

---

127 Vgl. hierzu obige Bemerkungen zur Normativität des Bedürfnisbegriffs und seinem intrinsischen Erfüllungsimperativ, S. 70ff.

128 Zudem läuft eine solch zweiwertige Bedürfnisklassifikation Gefahr, einen problematischen cartesianischen Dualismus und damit ein längst überwundenes Menschenbild mit all seinen Schwierigkeiten wieder aufleben zu lassen.

Modelle von Bedürfnissen zu ermitteln und aufzustellen, letztlich in ihrem Anspruch auf universale Objektivierbarkeit scheitern.<sup>129</sup>

Um angesichts ihrer immanenten anthropologischen Determiniertheit und kulturellen Überformung dem synthetischen Charakter aller Bedürfnisse gerecht zu werden, scheint es sinnvoller und hilfreicher zu sein, statt fest definierte Kategorien aufzustellen, denen einzelne Bedürfnisse zugeordnet werden, die verschiedenen signifikanten Dimensionen zu unterscheiden, die *jedes* Bedürfnis kennzeichnen können. Damit sollen nicht fundamentale Differenzen nivelliert werden, die zweifellos zwischen einzelnen Bedürfnissen bestehen (wie dem nach Nahrung und dem nach intellektueller Betätigung etwa). Nur lässt sich mit einer mehrdimensionalen Beschreibung weitaus besser die Spezifität von Bedürfnissen sowie ihre Einbettung und Orientierung in dem jeweiligen kulturellen Rahmen erfassen und damit nicht zuletzt auch die kontextabhängige normative Relevanz des jeweiligen Bedürfnisses genauer treffen. Als wesentliche Dimensionen von Bedürfnissen lassen sich ‚Zeitlichkeit‘, ‚Zugriffsbereich‘, ‚Reichweite‘, ‚Abstraktionsgrad‘, ‚Dringlichkeit‘ differenzieren. Mit Hilfe dieser Multidimensional-kriterien kann es gelingen, Bedürfnisse in ihrer spezifischen Vielschichtigkeit kenntlich zu machen und sowohl in funktionaler als auch philosophisch-anthropologischer Hinsicht präzise zu charakterisieren.

Die Kriterien im Einzelnen:

<i>Zeitlichkeit:</i>	Taucht ein Bedürfnis einmalig auf oder zeigt es sich kontinuierlich?
<i>Zugriffsbereich:</i>	Wie weit ist der Körper in direkter Weise von einem Bedürfnis betroffen, ist er die erste Angriffsfläche seiner Entfaltung („Grundbedürfnisse“) oder nur Nebenschauplatz bzw. nachgeordneter Wirkungsort (geistig-seelische Mangelempfindungen)?
<i>Reichweite:</i>	Handelt es sich um ein kollektives oder individuelles Bedürfnis, ein universelles Transzendentalerfordernis oder idiosynkratisch geprägtes Einzelbedürfnis?
<i>Abstraktionsgrad:</i>	Tritt das Bedürfnis diffus und allgemein oder konkret und formiert in Erscheinung?

---

129 Vgl. z.B. das Hierarchie-Modell des Psychologen Maslow oder die sog. ‚Instinkt-kontroverse‘ in Folge der Instinktlisten von McDougall. Siehe dazu Scheffer/Heckhausen (2006), S. 54ff.

*Dringlichkeit:* Artikuliert das Bedürfnis die Störung eines unverzichtbaren Normalzustands und ist im physiologischen Sinne überlebenswichtig oder zeugt es vielmehr von der gewissen Beliebigkeit eines zusätzlichen, neugierigen Erweiterungsinteresses?

So kann ein Bedürfnis wie das nach Nahrung – also Hunger – folgendermaßen charakterisiert werden: es tritt kontinuierlich, d.h. sowohl lebenslang als auch in regelmäßigen zeitlichen Intervallen auf (*Zeitlichkeit*), es betrifft in erster Linie und vor allem den Körper, ist ein direktes körperliches Bedürfnis (*Zugriffsbereich*), es tritt bei ausnahmslos allen Menschen auf, ist also nicht nur kollektiv, sondern bio-physiologisch universell (*Reichweite*), in aller Regel ist es sehr konkret und unzweideutig (*Abstraktionsgrad*), es reagiert auf einen regelmäßig eintretenden Reduktionsprozess eines körperlichen Soll-Zustands, der, wenn er nicht wiederhergestellt wird, unweigerlich zum Tod führt, somit ist das Bedürfnis existenziell und überlebenswichtig (*Dringlichkeit*).

### **C.3 Philosophische Anthropologie des Bedürfnisses**

Eine Untersuchung des Bedürfnisbegriffs als zentrales Moment der menschlichen Handlungsstruktur und -motivation führt unweigerlich zu einer fundamentalen anthropologischen Einsicht: was den Menschen als Mensch charakterisiert und herausfordert, ist seine grundsätzliche Zwischen- und Doppelstellung hinsichtlich der beiden Sphären der Natur und des Natürlichen einerseits und der der Kultur und des Geistigen andererseits. Wie jedes Bedürfnis eine instinktive und triebhafte Komponente aufweist, welche sich seiner Naturseite zuschlagen lässt, dabei aber nie als solches, ‚rein‘, ‚naturbelassen‘, ohne die Vermittlung durch geistig-kulturelle Instanzen und Prozesse auftreten oder gar bestehen kann, so findet sich auch der Mensch im Ganzen wieder als Naturwesen, das ohne Kultur nicht bestehen kann bzw. als Kulturwesen, das seine Natur nicht loswerden oder gänzlich transzendieren kann. So lässt sich das fundamentale anthropologische Spannungsfeld, das jede Beschreibung des Menschen voraussetzen muss, in der Begrifflichkeit von Mangel und Bedürftigkeit formulieren.

#### **C.3 (a) Vom mangelhaften Tier zum *Homo agens***

Besonders deutlich wird die ambivalente Grundsituation des Menschen im Vergleich mit der ihm nächstgelegenen Tierwelt. Traditionell wird das Verhältnis des Menschen zu tierischen Lebensformen (von pflanzlichen ganz zu schweigen) als höherwertig interpretiert. Der meist normativ aufgeladene anthropozentrische

Standpunkt, der im Topos vom Menschen als der ‚Krone der Schöpfung‘ kulminiert, bietet in einer stärker deskriptiven und wertneutralen Lesart aber auch den Ansatz für eine gegenläufige, nämlich unterordnende Selbstdeutung. Demgemäß ergibt die Gegenüberstellung des Menschen in seiner Lebenswelt mit der Situation des Tiers in der Natur ein ganz anderes Bild: aus einer ökologischen Perspektive, d.h. einer Perspektive, die das Verhältnis des Individuums zu seiner direkten Lebensumgebung, zu deren Bedingungen und Wechselwirkungen in den Blick nimmt, erscheint das Tier in einem fundamentalen Vorteil. So findet es sowohl dem äußeren Lebens- und Naturraum als auch seiner naturhaften Beschaffenheit gemäß jeweils spezifizierte und relativ klar umrissene Lebenszwecke vor, die es mit durch Trieb- und Instinktstrukturen gebildeten Verhaltensschemata verfolgt – und ‚natürlicherweise‘ auch erreicht. Derartig natürlich vorgegebene und evolutionär eingeschliffene Zielgerichtetheit und ökologisch-holistische Harmonie mangelt dem Menschen.

Da es dieser Auffassung gemäß die Natur ist, die den Menschen in biologisch-morphologisch-körperlicher Hinsicht mit schwerwiegenden Defiziten gegenüber allem übrigen biologisch-natürlichen Leben ausgestattet hat, wird die Natur in diesem Kontext dann auch häufig als „Stiefmutter“ (*natura noverca*) bezeichnet. So fehlt dem Mensch als Mängelwesen die beim Tier vorhandene organische Spezialisiertheit und Einpassung in die je zugehörige ökologische Lebensumwelt, eine festgelegte Instinktbindung und „fertige“ Entwicklung. Dabei muss freilich auch der Mensch in der ihn umgebenden Umwelt leben und überleben, bedarf also im ureigenen Interesse einer gelungenen An- und Einpassung in seinen Lebensraum. Zu den Kennzeichen des Sonderfalls des Menschen gehört nun, dass diese Anforderung der ökologischen Assimilation trotz mangelhafter Triebstrukturierung kein aussichtsloses Unterfangen sein muss. In geradezu dialektischer Wendung liegt in der menschlichen Notlage nicht nur der Keim zur Bewältigung, sondern vor allem zur Überwindung derselben. Gerade seine defizitäre organische und instinktmäßige Ausstattung ist in ihrer spezifischen Nicht-Spezifik, in ihrer natürlichen Unzulänglichkeit und ökologischen Unangepasstheit die einzigartige und unverzichtbare Voraussetzung für die Herausbildung und Verbesserung einer bemerkenswerten Fähigkeit, welche den Menschen wie keine andere zum Menschen macht: seine geistige Begabung. Diese alle Naturzwecke und -zwänge transzendierende Kompetenz entfaltet als essenziellste menschentypische Fertigkeit ihre gewaltige Potenz, um den ebenfalls gattungstypischen Mangelzustand zu kompensieren und so das Fundamentalbedürfnis des Menschen nach Überleben unter seinen einzigartigen Bedingungen zu befriedigen.

Die Betonung des Umschlagmoments von der natürlichen Benachteiligung in einen uneinholbaren, kulturell angelegten Vorteil steht im Zentrum der philosophischen Anthropologie, wie sie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland ihre Hochzeit erlebt hat. So stellt die anthropologische Denkfigur des seine natürliche Notlage selbst behebenden Menschen ein Grundmotiv der Antwort dar, die Hellmuth Plessner auf „Die Frage nach der *Conditio humana*“<sup>130</sup> gibt. Vor allem aber bildet die Vorstellung des zum Defizitausgleich verurteilten wie befähigten Menschenwesens den Kern des Werks von Arnold Gehlen, der im Zuge seines konsequenten und überaus wirkungsreichen Neuentwurfs einer ‚Mängelwesen-Anthropologie‘ den Kompensationsgedanken philosophisch etabliert und ausformuliert hat.<sup>131</sup>

### *Ambivalenz und Potenz des Mangels: Gehlen*

Gehlen's Interesse gilt in erster Linie der Genese und Bedeutung des „biologischen Sonderproblems“ Mensch, bei dem die Natur evolutionsgeschichtlich epochales Neuland betreten hat, indem sie „eine sonst nicht vorhandene, noch nie ausprobierte Richtung der Entwicklung eingeschlagen“<sup>132</sup> hat. Seine hierzu gewählte Untersuchungsmethode nennt Gehlen eine „anthropo-biologische Betrachtungsweise“, worin für ihn das Bemühen Ausdruck findet, die in dualistischen Systemen voneinander getrennten Sphären von Körper und Geist, von „Morphologie und Psychologie, Leib und Seele“<sup>133</sup> zusammenzudenken, um in einer evolutionär angelegten Synthese der wechselseitigen Verweisungen die „besondere Leibesbeschaffenheit des Menschen mit der sehr komplexen und komplizierten ‚Innerlichkeit‘ zusammen“<sup>134</sup> in den Blick nehmen zu können. Der biologischen Komponente dieses Ansatzes gemäß greift er zur näheren Bestimmung des Menschen auf den Vergleich mit nicht-menschlichen und vor allem vor-menschlichen Lebensformen der Natur zurück. Aus dieser differenziellen Perspektive werden umstandslos diejenigen „höheren Funktionen, wie Phantasie, Sprache, Denken“<sup>135</sup> als Kernmotive einer anthropologischen Typisierung kenntlich, die den Menschen in entscheidender und exklusiver Hinsicht auszeichnen und vom bekannten Rest der Natur abheben. Diese einzigartigen Kompetenzen

---

130 Plessner (2003).

131 Gehlen (1986a). Vgl. dazu auch unten, S. 103ff.

132 Gehlen (1986a), S. 17.

133 Ebd., S. 12.

134 Ebd., S. 15.

135 Ebd., S. 18.

sind aber für Gehlen dem Menschen, dessen Herkunft als Naturwesen dabei stets präsent bleibt, nicht immer schon mitgegeben, sondern durchweg erst als Ergebnisse notgedrungener Reaktion auf seine besondere Lebenssituation zu verstehen, die zuallererst gekennzeichnet ist durch „biologische Mittellosigkeit“<sup>136</sup>. Indem Gehlen den Menschen vornehmlich in morphologischer Hinsicht betrachtet und dabei durchweg an der tierischen Natur- und Lebenssituation misst, treten die anthropologischen Schlüssel-Merkmale zunächst als defizitäre Besonderheiten hervor.

Die Differenz und menschentypische Eigentümlichkeit wird bestimmt von dem Blick auf die verhaltensauslösende Instinkt- und Triebstruktur, die beim „Tier mit seinen unmittelbaren Sinnessuggestionen und Sofortreaktionen“<sup>137</sup> in einem geschlossenen Kreis angelegt und festgelegt ist, was es kategorial vom Menschen unterscheidet. Überhaupt sind die charakteristischen Existenzbedingungen des Menschen geprägt von „Unangepaßtheiten“, „Unspezialisiertheiten“, „Primitivismen“, durchweg „Unentwickeltem“<sup>138</sup>. Dem Menschen fehlt, was dem Tier in beinahe vollendeter Form ‚von Natur aus‘ eignet: vollkommene, d.h. an seine jeweilige ökologische Nische angepasste Organausstattung und souveräne Instinkt- und Verhaltenssicherheit:

„Die für den Menschen entscheidende Eigenschaft besteht [...] in einer Instinktreduktion, d.h. in einem offenbar stammesgeschichtlichen ‚Abbau‘ fast aller fest montierten Zuordnungen von ‚Auslösern‘ zu speziellen, angeborenen Bewegungsweisen. Dies geht soweit, dass sehr oft bloß noch affektive ‚Gefühlsstürme‘ ohne alle Handlungen oder, in anderen Fällen, in sehr variablen und unvorhersehbaren Handlungen auf ebenso unvorhersehbare Reize antworten, die aus der großartig umstrukturierten menschlichen Wahrnehmungswelt heraus auftauchen.“<sup>139</sup>

Auch aus dem Abgleich der tatsächlichen Entwicklung werdenden Lebens im Tierreich mit der beim Menschen lassen sich ähnliche Ergebnisse gewinnen. Dass der Mensch in seinem allerfrühesten Lebensabschnitt der ersten Lebensjahre für eine ungewöhnlich lange Dauer ganz und gar ungesichert und schutzlos auf Gedeih und Verderb der umfassenden Pflege und Sorge der Mutter ausgeliefert ist, ist dabei der Anknüpfungspunkt für eine der bemerkenswertesten Pointen von Gehlens Belegen für die anthropo-biologische „völlige Sonderstellung“ des

---

136 Ebd., S. 34.

137 Ebd., S. 46.

138 Ebd., S. 33.

139 Ebd., S. 26.

Menschen. In der menschlichen Ontogenese erkennt er eine Wiederholung bzw. Parallelführung seiner Phylogenese, wenn er mit dem Biologen Adolf Portmann den Menschen als „sekundären Nesthocker“ bezeichnet, der seine Entwicklung zum eigenständig überlebensfähigen Wesen in einem „extra-uterinen Frühjahr“, also erst postnatal, vollendet.<sup>140</sup>

Indem Gehlen den Ausgangspunkt seiner Anthropologie eng an biologischen Befunden und Kriterien orientiert und sein Interesse darin liegt, herauszuarbeiten, worin der Mensch sich von allem übrigen (tierischen) Lebenden abhebt, fällt freilich zuerst ins Auge, welche Eigenschaften und Strukturmerkmale, die im Tierreich typischerweise vorhanden sind, der Mensch *nicht* aufweist. Damit fokussiert die Beschreibung zwangsläufig zunächst auf Fehlendes bzw. Mängel und ist defizitär angelegt. Da dies aber nur den ersten Schritt der Gehlenschen Annäherung an das Menschenspezifische darstellt, wäre es verfehlt, den leitenden Begriff der Mangelhaftigkeit zu stark – und dabei verkürzt – zu interpretieren und ihn als Substanzbegriff aufzufassen und zu verurteilen.<sup>141</sup> Vielmehr handelt es sich bei der aus dem Tiervergleich resultierenden Akzentuierung der mangelhaften, unvollständigen Verfassung des Menschen um den Ansatzpunkt der Untersuchung, welcher eben nicht deren Ergebnis ist, sondern ein (Start-) Punkt, um zum weiteren Fortgang anzusetzen. Den Menschen als Mängelwesen zu beschreiben, ist für Gehlen ein methodischer Schritt, bei dem der Mängelwesenbegriff nur vorübergehend sinnvoll einzusetzen ist und keine umfassend gültige Beschreibung des ‚Wesens‘ des Menschen enthält. Vielmehr lässt er nach erfolgter Verwendung seinen Ansatzpunkt im morphologisch-ökologisch angelegten Tiervergleich hinter sich, wodurch der Blick auf die Notwendigkeit und das Potential der spezifisch menschlichen Lebensform in Kultur und Technik freigelegt wird. Die entsprechende – einschränkende – Präzisierung des Mängelwesenbegriffs, die diesen vor einer übermäßigen substanz-analytischen Aufladung bewahren soll, hat Gehlen selbst explizit formuliert:

„Ich kann mich nicht für unschuldig halten, den Begriff eines ‚Mängelwesens‘ mitverbreitet zu haben, trotz der, wie zuzugeben ist, nur annähernden Gültigkeit dieses Begriffs, der zunächst nur das leisten soll, darauf aufmerksam zu machen, wie der Mensch in jeder na-

---

140 Vgl. ebd., S. 44f. Zur Bedeutung der Auffassung vom Menschen als „Frühgeburt“ für Gehlens Anthropologie siehe auch Thies (2000), S. 41ff.

141 Zur Auseinandersetzung mit derartig verkürzenden, kritischen Interpretationen des Mängelwesentheorems siehe unten, S. 103ff.

türlichen Umwelt lebensunfähig ist, aus Mangel an spezialisierten Organen und Instinkten.“<sup>142</sup>

Festzuhalten bleibt, dass der Begriff des Mangels und des Mangelhaften streng genommen eine bloß relative Aussage macht, die in ihrer komparatistischen Deskriptivität für sich allein keine Wertung enthält. Was dem Menschen im Unterschied zum in seine je spezifische Umweltsituation eingepassten und in ein festes Instinktschema gefügten Tier mangelt, ist eine solche naturgegebene Festlegung eines abgestimmten Lebensraums und eine Spezialisierung seiner körperlichen Ausstattung und Fähigkeiten. Da Spezialisierung als eine Verbesserung von Kompetenzen, Leistungen, Effektivität und Effizienz in einem Spezialgebiet immer die Konzentration auf einen bestimmten Ausschnitt des offenen Feldes aller Lebensumwelten und Betätigungsmöglichkeiten bedeutet, ist jede Spezialisierung immer auch eine Beschränkung. Anders ausgedrückt: im Zuge von Spezialisierungsprozessen wird die jeweilige Fertigkeit immer weiter gesteigert, das damit erreichbare Leistungsniveau immer höher und der Tätigkeitserfolg immer größer, während der Bereich, innerhalb dessen sich das Können des Spezialisten vollzieht, immer kleiner und damit der Ausschnitt der Wirklichkeit, in dem der Experte als solcher sich bewährt, immer schmaler wird. Auf den anthropologischen Ansatz Gehlens gewendet, erscheint die morphologisch-organische Ausstattung ‚mangelloser‘ Spezialisierung des Tieres in einem neuen Licht:

„Unter Spezialisierung ist zu verstehen der *Verlust* der Fülle der Möglichkeiten, die in einem unspezialisierten Organ liegen, zugunsten der Hochentwicklung einiger dieser Möglichkeiten auf Kosten anderer. [Herv. i.O.]“<sup>143</sup>

Demnach entpuppt sich der Mangel des Menschen als überaus vorteilhafter Umstand einer doppelten Negation – als Fehlen einer Einschränkung.

Der in diesem Sinne unspezialisierte Mensch, von der im Tierreich allgegenwärtigen „Umweltfesselung“<sup>144</sup> entledigt, ist damit in zweifacher Hinsicht das einzige Freiheitswesen der Natur. Zum einen ist er *von* der kaum Spielraum lassenden Umwelt- und Instinktbindung befreit, zum anderen ist er befreit *zur* Weiter- und Selbstentwicklung, die zuallererst in der eigenständigen Bewältigung seines Überlebens besteht. Die Dialektik des menschlichen Naturverhältnisses, das in dessen Bevorteilung durch seine Mangelhaftigkeit, also in dem Gewinn

142 Gehlen (1986b), S. 94f.

143 Gehlen (1986a), S. 87.

144 Ebd., S. 35.

durch Fehlen liegt, findet ihren morphologisch-organischen Ausdruck in Körperteilen des Menschen, die in paradigmatischer Weise als die menschlichsten Organe schlechthin bezeichnet werden können: dem Gehirn und den Händen. Beide sind wie keine anderen Merkmale und Teile der menschlichen Körternatur „verwendungsvieldeutig, spezialisiert auf unspezialisierte Aufgaben und Leistungen, gewachsen daher den unvorhersehbaren Problemen der offenen Welt“<sup>145</sup>. Erst mit ihrer Hilfe wird es dem Menschen überhaupt möglich, die „Überbietung und Kompensation seiner Mängelausstattung“<sup>146</sup> als greifbares Ziel anzugehen. Seine unfertige, mangel- und lückenhafte Beschaffenheit ist dem Menschen also Problem, Aufgabe und Chance zugleich. Überlebensnotwendige Fähigkeiten und Verhaltensstrategien, die durch natürliche Prozesse nicht angepasst, die nicht oder nicht genügend entwickelt und nicht hinreichend spezialisiert wurden, muss der Mensch selbst ausprobieren, ausbilden und ausdifferenzieren. Diese Anforderung der Selbstentwicklung und Selbstausrüstung ist nun nicht nur als Ergänzung der tierischen Verfasstheit aufzufassen, sondern ist von kategorialer Neuheit und damit von fundamentaler anthropologischer Bedeutung. Sie erstreckt sich nicht nur über das *Wie* der Lebensgestaltung, sondern betrifft schon das nackte *Ob* bzw. *Dass* des Lebenkönnens. Hierzu schreibt Gehlen:

„Die bloße Existenzfähigkeit eines solchen Wesens [muss] fraglich sein und die bare Lebensfristung ein Problem, das zu lösen der Mensch allein auf sich selbst gestellt ist, und wozu er die Möglichkeiten aus sich selbst herauszuholen hat.“<sup>147</sup>

Von der umfassenden natürlichen Spezialisierung und Vorbestimmung ausgenommen, muss der Mensch als ‚Stiefkind der Natur‘ seine Defizite selbst wettmachen.<sup>148</sup>

Die Erfüllung dieser Kompensationsaufgabe, die zuallererst die Entwicklung von Strategien zur Ergänzung unvollkommener Eigenschaften wie zur Entlastung von überfordernden Umweltbedingungen herausfordert, ist für den Menschen nun in zweifacher Hinsicht bezeichnend: zum einen ist die Fähigkeit zum selbstständigen Ausgleich seiner Naturmängel überlebenswichtig, bleibt ihm doch nichts anderes übrig, als seine natürlichen Benachteiligungen selbsttätig auszugleichen. Indem es dem unspezialisierten und ökologisch nicht vorgeform-

---

145 Gehlen (1986b), S. 95.

146 Ebd.

147 Gehlen (1986a), S. 36.

148 Zur Tradition und Kritik der anthropologischen Formel vom ‚Mängelwesen Mensch‘ und seiner ‚Stiefmutter Natur‘ vgl. unten, S. 103ff.

ten, sondern „weltoffenen, d.h. in keinem *bestimmten* Ausschnitt-Milieu *natürlich* lebensfähigen Wese[n]“<sup>149</sup> somit versagt ist, sich bloßem instinktgeleiteten Verhalten gesichert zu ergeben und auf diese Weise sein Dasein fristen zu können, ist es zum Selbsttätigwerden gezwungen. Der Mensch muss also aktiv seinen Ort in der Welt bestimmen und sich seinen Lebensraum in Eigenregie erschließen. Das somit unausweichliche Platz-Nehmen besteht aber nicht lediglich in einem quasi-natürlichen Nachbau der ökologischen Nische, sondern eröffnet eine weitere und neue Ebene des menschentypischen Weltbezugs, vermittels derer der Mensch sich in Beziehung zu seiner Umwelt sowie zu seiner eigenen Position darin setzt und zum einzigen „stellungnehmende[n] Wesen“<sup>150</sup> in der Natur wird. Dadurch, dass er keiner lokalen oder regionalen Umgebungseinpassung mehr unterliegt, der sein Verhalten in vorgebahnten Schemata und instinktiven Reiz-Reaktions-Ketten verpflichtet wäre, wird dem Menschen nun unerbittlich die überlebensnotwendige Leistung abverlangt, dem „Zwang zu einer tätigen und geplanten Umarbeitung der Realitäten ins Lebensdienliche“<sup>151</sup> zu gehorchen. Aufgrund seiner morphologischen „Primitivismen“<sup>152</sup> kann der Mensch also nicht ‚einfach‘ sein Leben leben, sondern muss sein Leben *führen*, d.h. er muss sein Dasein aktiv gestalten, muss tätig werden, muss handeln. So betont Gehlen,

„dass der Mensch die Bedingungen seiner Lebensfristung selbst zu erzeugen hat; denn die Unspezialisiertheit bedeutet ja den Mangel einer ihm natürlich angepassten Umwelt, mit der er im biologischen Gleichgewicht lebt, und sie enthält zweitens die Notwendigkeit, die ganze exponierte, organisch hilflose und ungedeckte Verfassung durch Selbsttätigkeit durchsetzungsfähig zu machen, also in erfahrenen und kontrollierten Handlungen die physische Existenz überhaupt erst zu ermöglichen“<sup>153</sup>.

An diesem zwingenden Moment der Handlungsanforderung wird kenntlich, dass der Mensch in Abhebung zu anderen Lebewesen insofern doppelt bedürftig ist, als ihm naturgebundene Instinkt- und Verhaltensmuster zur Befriedigung elementarer Bedürfnisse mangeln. In der menschentypischen Freiheit von strenger Naturbindung auf der grundlegenden Ebene seiner Triebstruktur konturiert sich der Begriff der „Instinktreduktion“, worunter Gehlen

---

149 Gehlen (1986a), S. 36.

150 Ebd., S. 95., S. 32 u.ö.

151 Ebd., S. 165.

152 Ebd., S. 33.

153 Ebd., S. 131.

„die spezifisch menschliche Entbindung oder Abschaltung auch elementarer biologischer Bedürfnisse von der physischen Motorik versteht, die kaum mehr über erblich festgelegte, angeboren zweckmäßige Verlaufsformen – eben instinktive – verfügt und deswegen ‚menschlich‘ ist, d.h. unendlich variabel und reizoffen.“<sup>154</sup>

Die Befriedigung seiner Bedürfnisse wird ihm damit selbst zum unabweisbaren Bedürfnis, in dessen Erfüllung er sich nicht wie das Tier einfach ergeben kann, sondern das ihm zur Handlungs-Aufgabe wird, deren Lösung keineswegs naturwüchsig vorgegeben und gesichert ist. Hier setzt ein weiterer Schlüsselbegriff philosophischer Anthropologie an, dem nicht nur Gehlen eine zentrale Stellung in seinem Denken gab<sup>155</sup>: die *Weltoffenheit* des Menschen. Für Gehlen muss der Mensch

„die Welt in ihrer ungemeinen, durch Instinkte *nicht* vorgeordneten Fülle entdecken, sich aneignen und durcharbeiten, weil er eben ‚weltoffen‘ ist. Und er muss in dieser Aufgabe eine zweite lösen: sich selbst fertig machen, da er unfertig ist, sich selbst aneignen und eine Reihe beherrschter Leistungen ausbilden. [Herv. i.O.]“<sup>156</sup>

Angesichts dieser geradezu existenziellen Aufgabenstellung entfaltet das Wort vom Menschen als dem stellungnehmenden Tier weitere hermeneutische Bezüge. Indem er seine Stellung nimmt, bezieht der Mensch Aufstellung angesichts der ihm gestellten Aufgabe und setzt sich zugleich zu den ihn umgebenden Gegebenheiten in ein reflexives und evaluatives Verhältnis. Existenzielle Bedeutung erlangt damit „das für ein handelndes Wesen entscheidende Können der kontrollierten, selbsttätigen Stellungnahme nach außen und innen“<sup>157</sup>. Die aus seiner (im Vergleich mit dem Tier nachteiligen) natürlichen Ausstattung folgende kultivierende Aktivitätsforderung verläuft auf zwei Ebenen und zeitigt somit eine doppelte Formierungsrichtung: während die Möglich- und Notwendigkeit der Stellungnahme zur eigenen Trieb- und Motivationsstruktur als internalistischer Effekt hervorzuheben ist<sup>158</sup>, benennt die externalistische Wirkung der

---

154 Gehlen (2004), S. 21.

155 So kann die Verwendung und Geschichte des Begriffs der Weltoffenheit von Pico della Mirandola über Herder sowie verwandte Motive bei Heidegger und Binswanger bis zum ‚Dreigestirn‘ der deutschen philosophischen Anthropologie Scheler, Plessner und Gehlen verfolgt werden. Vgl. Probst (2004).

156 Gehlen (1986a), S. 164f.

157 Ebd., S. 61.

158 Siehe dazu unten, S. 111ff.

Mängelkompensation den Ursprung aller zur Menschwerdung unverzichtbaren Leistung von Zivilisation, Technik und Kultur:

„Der Mensch ist also organisch ‚Mängelwesen‘, er wäre in jeder natürlichen Umwelt lebensunfähig, und so muss er sich eine zweite Natur, eine künstlich bearbeitete und passend gemachte Ersatzwelt, die seiner versagenden organischen Ausstattung entgegenkommt, erst schaffen, und er tut dies überall, wo wir ihn sehen. Er lebt sozusagen in einer künstlich entgifteten, handlich gemachten und von ihm ins Lebensdienliche veränderten Natur, die eben die Kultursphäre ist. Man kann auch sagen, dass er biologisch zur Naturbeherrschung gezwungen ist.“<sup>159</sup>

Da jede Form der Kulturleistung und Technik nur in Handlungsbezügen verläuft, kann eine Erklärung der Sonderstellung des Menschen nun tatsächlich an dieser Verhaltenstypik ansetzen. Indem Gehlen seine anthropo-biologische Theorie auf das Schlüsselmoment der Handlung und Handlungsfähigkeit ausrichtet – „die für menschliches Leben schlechthin wichtigste Tatsache: die kontrollierte und gesteuerte Handlung“<sup>160</sup> –, erweitert er die bloß instrumentelle Leistung des Anpassens und Durchkommens um die anthropologisch entscheidende Dimension des Geistigen und schließlich der Sprache. In der Distanzierungserfahrung, die der unspezifisch-mehrdeutige Gebrauch der Hand als Universalwerkzeug erschließt, wird der Mensch fähig zu einem distanzierten Verhältnis zu den Dingen, zu Abstraktion und Objektivierbarkeit, zu Imagination und Sprachverhalten. Dem diskriminierten Tier, das aufgrund seiner Benachteiligung und mangelhaften Mängellosigkeit dazu gezwungen ist, sein Heil in Flexibilität und Anpassung zu suchen, erwächst gerade hierin die entscheidende Fähigkeit, um seine Beeinträchtigungen nicht nur wettzumachen, sondern seine prekäre Lage ‚selbst in die Hand zu nehmen‘ und schließlich Mängel und Hemmnisse in potenzielle und materielle Vorzüge umzuformen. Der Übergang bzw. Umschlag vom bloßen Ausgleich des Fehlenden zum überspringenden Erfinden und Herausentwickeln des noch gar nicht Dagewesenen findet sich bei Gehlen in einem anthropomorphen Projektionismus, der so schlicht wie evident den Menschen als Maß aller Dinge, d.h. der menschengemachten Objektwelt, einsetzt. Die Kategorien, mit denen die Bedeutung von menschengemachten Werkzeugen, Hilfsmitteln und Instrumenten erschlossen werden kann, finden sich in dem Dreischritt von „Organersatz“, „Organentlastung“ und „Organüberbietung“<sup>161</sup>. Das entscheidende

159 Gehlen (1986c), S. 48.

160 Gehlen (1986a), S. 235.

161 Gehlen (1986b), S. 94 u.ö.

Organ, das durch Herauslösung aus dem vorgegebenen Naturzusammenhang und seine weltoffene ‚Umschulung‘ die Technik- und Welterschließungsgenese des Menschen und damit seine Menschwerdung ins Rollen bringt, ist die Hand. Sie kann als das emanzipative Organ des Homo sapiens schlechthin gelten. Im Prinzip der entlasteten Hand, die frei von ihrer Spezialisiertheit offen für undefinierte und damit unbegrenzte Einsatzmöglichkeiten wird und unspezialisiert alles können kann (und können muss), kondensiert das dialektische Prinzip der unangepassten Anpassungsfähigkeit bzw. von Anpassungsfähigkeit durch Unangepasstheit, das die anthropologische Grundlage von Gehlens Technikphilosophie und Kulturentstehung bildet. Auch für Plessner nimmt das menschliche Greiforgan eine paradigmatische Schlüsselstellung ein, er bezeichnet die Hand als „das äußere Gehirn des Menschentieres“<sup>162</sup>.

Einige Jahrzehnte später – und damit auch ein beträchtliches Stück der technologischen Entwicklung weiter – bringt Michel Serres das technik- und kulturenealogische Prinzip von Innovation durch Kompensation in zeitgemäßer Form bündig auf seinen evolutionsgeschichtlichen Nenner:

„Jedesmal, wenn ein Organ – oder eine Funktion – sich von einer alten Verpflichtung befreit, erfindet es etwas Neues. Als die Pfote oder Hand durch den aufrechten Gang von der drückenden Last des Stützens oder Gehens befreit ist, verändert sie sich; sie wird zum Greiforgan und formt schließlich das Werkzeug; als Mund, Kinn oder Maul durch die aufrechte Körperhaltung von der vitalen Notwendigkeit des Zupackens befreit sind, da beginnen sie zu sprechen.“<sup>163</sup>

Doch bleibt Serres nicht bei der retrospektiven Erklärung, wie sie auch Gehlen formuliert, sondern geht einen Schritt weiter und bezieht die schöpferische Figur von Projektion und Auslagerung auf das Organ des Geistes und der Vernunft, das Gehirn. Damit überführt er das anthropologische Progressionsschema von Entlastung und Entwicklung bzw. von Entwicklung durch Entlastung mit seinen Rückwirkungen auf den Menschen und seine Fähigkeiten in das technologische Panorama des Computerzeitalters:

„Das Gedächtnis befreit sich gleich dreimal: bei der Entstehung der Schrift, durch die Entdeckung des Buchdrucks und nun durch den Computer. Wer vermag zu sagen, [...] zu welchen Neuerungen das dritte Vergessen führen [wird]?“<sup>164</sup>

---

162 Plessner (1982), S. 20.

163 Serres (1993), S. 468.

164 Ebd.

Auch diese hier nur kurz angerissenen Entwicklungs- und Kompetenzstufen, die die Fortschrittslinie von der Herausbildung der ersten primitiven Werkzeuge in der Frühzeit bis hin zur telekommunikativen Virtualität der technischen Maschinen und Geräte von heute markieren, können mit Gehlen interpretiert werden als Belege für die immer weiter perfektionierte Reaktionskraft des Menschen auf die spezifische Ambivalenz seiner defizitär-privilegierten Grundsituation. So vermag das Theorem vom Mängelwesen Mensch in seiner evolutionären Dynamik durchaus das Potential für eine umfassende – freilich anthropologisch pointierte – Kultur- und Techniktheorie zu entfalten.<sup>165</sup>

Somit ist die anthropologische Grundsituation bestimmt: Aufgrund seiner besonderen Daseinsumstände ist es dem Menschen versagt, einfach sein ‚natürliches Leben‘ zu leben, er ist vielmehr gezwungen, sein Leben zu führen, er ist verdammt zur Selbstständigkeit, zur Handlung. Diese grundlegendste Spezifik der menschlichen Lebensform ist damit gleichzeitig Ansatzpunkt zur Identifikation und Erklärung sämtlicher anthropologischer Merkmale. Mit Gehlens Mängelwesenanthropologie lässt sich in diesem Sinne nachvollziehen, dass

„die Bestimmung des Menschen zur Handlung das durchlaufende Aufbaugesetz aller menschlichen Funktionen und Leistungen ist, und dass sich diese Bestimmung aus der physischen Organisation des Menschen eindeutig ergibt: ein physisch so verfasstes Wesen ist nur als handelndes lebensfähig; und damit ist das Aufbaugesetz aller menschlichen Vollzüge, von den somatischen bis zu den geistigen, gegeben.“<sup>166</sup>

Somit fungiert das Handeln bzw. Handelnkönnen gleichsam als anthropologisches Zentralmoment, ist doch

„im Begriff der Handlung die denkende, erkennende, wollende Seite des Menschen ebenso enthalten wie seine physische, aber so, dass beide *uno actu* als gegenseitig sich voraussetzend, als ineinander enthalten gedacht werden“<sup>167</sup>.

---

165 Ob man so weit gehen kann, auch eine sozialetische bzw. moralische Theorie aus diesem Ansatz abzuleiten, wie es Gehlen mit seinem Begriff der Zucht sowie der Institutionenlehre selbst vorschlägt, erscheint höchst fraglich und ist demgemäß hinlänglicher Gegenstand vehementer Kritik. Diese problematische Dimension der Gehlenschen Anthropologie soll hier aber nicht weiter von Belang sein.

166 Gehlen (1986a), S. 23.

167 Gehlen (2004), S. 6.

Ausgehend vom in diesem Sinne synthetisierenden Wesenskern des Homo agens, in dem Geist und Körper unauflöslich verschränkt liegen, hat Gehlen das anthropologisch Wesentliche auf die knappe Zentralformel gebracht: „Der Mensch lebt nicht, sondern er führt sein Leben.“<sup>168</sup>

### *Natürliche Künstlichkeit: Plessner*

Auch in der Anthropologie Helmuth Plessners bildet die doppelseitige Situation des Menschen zwischen unspezialisierter Naturentbindung und weltoffener Kulturfähigkeit das motivische Zentrum. Wie Gehlen nimmt Plessner den Befund der menschlichen Mangel-Differenz zur Grundlage seines Erklärungsansatzes des Ursprungs und der Funktion von Kultur und Technik. Im Rahmen seiner philosophischen Biologie fasst er die konstitutive Ambivalenz des Menschen mit der Formel der „natürlichen Künstlichkeit“<sup>169</sup>. Sämtliche Bereiche und Dimensionen des menschlichen Lebensvollzugs sind demnach von einer gegenläufigen Vermittlungsstruktur durchdrungen, deren Bewältigung für den Menschen überlebenswichtig ist: „Künstlichkeit im Handeln, Denken und Träumen ist das innere Mittel, wodurch der Mensch als lebendiges Naturwesen mit sich in Einklang steht.“<sup>170</sup> Plessners Augenmerk gilt vor allem der Bestimmung der menschen typischen Verortung in der Welt, seiner leibkörperliche Positionierung in der Natur-Umwelt. Was den Menschen vom Tier kategorial unterscheidet, ist im Rahmen Plessners „Systematik der drei anthropologischen Grundgesetze“<sup>171</sup> die „exzentrische Positionalität“<sup>172</sup> seiner Existenz. Darin bezieht er sich wie Gehlen auf die grundlegenden Motive der tierischen Instinktgebundenheit, die dem Menschen fehlt und der in der nicht-menschlichen Natur unbekannten, ja unmöglichen Fähigkeit zur Selbstdistanzierung und Reflexion. Während die Einbindung des Tieres in sein artspezifisches Umgebungsfeld, innerhalb dessen es spontan und instinktiv reagiert, als ‚zentrisch‘ bezeichnet werden kann, ist der Mensch mit seinem einzigartigen Doppelverhältnis zur eigenen Körperlichkeit als Körper – den er hat – und Leib – der er ist – gleichzeitig im und außerhalb

---

168 Gehlen (1986a), S. 165.

169 Plessner (1982), S. 15.

170 Ebd., S. 25.

171 Vgl. Arlt (2001), S. 121ff.

172 Plessner (1982), S. 9f. Neben dem „Gesetz der natürlichen Künstlichkeit“ bilden das „Gesetz der vermittelten Unmittelbarkeit (Immanenz und Expressivität)“ sowie das „Gesetz des utopischen Standorts (Nichtigkeit und Transzendenz)“ das Trio der Plessnerschen Grundmodalitäten menschlicher Selbstvermittlung, vgl. ebd.

seines Zentrums.<sup>173</sup> Die unaufhebbare Spannung seiner Exzentrizität nötigt den Menschen beständig, „sich ins Gleichgewicht [zu] bringen, gegenüber der unwirtlichen Natur eine bewohnbare Welt [zu] schaffen“<sup>174</sup>. Die Doppelaspektivität von sichtbarem Außen und unsichtbarem Innen, die jedem Leben innewohnt, gerät beim Menschen durch seine reflexive Fähigkeit, durch die einzig ihm mögliche Selbstbewusstwerdung zum Wissen um den unaufhebbaren Doppelaspekt seiner „Existenz als Körper und Leib“<sup>175</sup>. Im Gegensatz zum Tier weiß der Mensch um seine Situation zwischen Naturvollzug und Überschreitungspotenz:

„Die volle Reflexivität ist dem lebendigen Körper auf der tierischen Stufe verwehrt. Sein Leben aus der Mitte bildet zwar den Halt seiner Existenz, steht aber nicht in Beziehung zu ihm [...]. Die These lautet dahin, dass sie [die volle Reflexivität, T.E.] dem Menschen vorbehalten ist.“<sup>176</sup>

In der Bestimmung der exzentrischen Positionalität ist auch diese distanzierende und dabei fundamentale Überschreitung des unreflektierten tierischen Verhaltenskreises enthalten: „Der Mensch, in seine Grenze gesetzt, lebt über sie hinaus, die ihn, das lebendige Ding, begrenzt. Er lebt und erlebt nicht nur, sondern er erlebt sein Erleben.“<sup>177</sup>

Doch interpretiert Plessner das Wissen des Menschen um sich und seine Existenz als nicht nur beglückenden Erkenntnisgewinn. Vielmehr ergibt für ihn diese Reflexionsstufe die schonungslose Einsicht in seine einzigartige Rückständigkeit, welche wiederum zur Quelle ständiger Ausgleichsbemühungen wird: so ist dem Menschen „die Direktheit verlorengegangen, er sieht seine Nacktheit, schämt sich seiner Blöße und muss daher auf Umwegen über künstliche Dinge leben.“<sup>178</sup> Künstliche Dinge fungieren somit als Hilfsmittel, um den konstitutiven

---

173 Dabei „sind beide Weltansichten notwendig: der Mensch als *Leib* in der Mitte seiner Sphäre, die [...] ein absolutes Oben, Unten, Vorne, Hinten, Rechts, Links, Früher und Später kennt, und der Mensch als Körperding an einer beliebigen Stelle eines richtungsrelativen Kontinuums möglicher Vorgänge.“ Ebd., S. 12.

174 Arlt (2001), S. 121.

175 Plessner (1982), S. 12.

176 Ebd., S. 10.

177 Ebd.

178 Ebd., S. 17. Wie Gehlen bezieht sich auch Plessner in seiner Darlegung der „merkwürdige[n] Primitivitäten“ des menschlichen Körpers dezidiert auf Alfred Portmanns Arbeiten zum anthropologischen Status des sekundären Nesthockers, des spezifisch menschlichen extrauterinen Frühjahrs etc. Vgl. ebd., S. 164f.

Mangel des Menschen zu beheben. In seinem derart ansetzenden Kompensationsstreben liegt der fundamentale Antrieb des Kulturwesens Mensch begründet. Auch Plessner sieht also den Urgrund aller Technik- und Zivilisationsentwicklung in der Spannung der dialektisch verschränkten Weder-noch- bzw. Sowohl-als-auch-Lage des Menschen angelegt, welche dieser nur durch eine aktive Aneignung seines Lebensvollzugs zu lösen vermag. Übereinstimmend mit der optimistischen Wendung des Mängelwesentheorems bei Gehlen liegt für Plessner in der mangelhaften Naturausstattung letztlich der Schlüssel zur folgenreichen Überwindung biologischer Festlegung und damit zur Hochentwicklung zum Kulturwesen: „Seine relative Instinktschwäche und physische Unspezialisiertheit, vital gesehen Nachteile, werden ihm zum Vorteil.“<sup>179</sup> So ist auch für Plessner die sich aus der Mangelhaftigkeit ergebende „Ergänzungsbedürftigkeit“ das „Movens für alle spezifisch menschliche, d.h. auf Irreales gerichtete und mit künstlichen Mitteln arbeitende Tätigkeit, der letzte Grund für das Werkzeug und dasjenige, dem es dient: die Kultur.“<sup>180</sup> Die kulturelle Dimension ist es auch, die dem nicht festgestellten Wesen Mensch die nötigen Grundbedingungen bereitstellt, die es ihm ermöglichen, sich einer adäquaten Lebensform einzupassen bzw. sich in wechselseitiger Verschränkung einen passenden Rahmen zu schaffen. Das von Natur aus ortlose Wesen wird erst als Kulturwesen zum sich selbst beheimatenden Mensch: „Erst innerhalb eines kulturell geprägten Daseinsrahmens findet der Mensch sein Zuhause.“<sup>181</sup> Diesen Rahmen muss der Mensch freilich selber prägen und gestalten, da er die Kompensationsinstrumente ja nicht einfach vorfindet, sondern diese selbst hervorbringen muss. Insofern wird es ihm zur unabwendbaren Aufgabe, die Bedingungen und Abläufe seines Lebensvollzugs selbst in die Hand zu nehmen und somit in einer Weise von sich selbst abhängig zu werden, wie es kein anderes Lebewesen ist:

„Als exzentrisch organisiertes Wesen muss er sich zu dem, was er *schon ist, erst machen*. Nur so erfüllt er die ihm mit seiner vitalen Daseinsform aufgezwungene Weise, im Zentrum seiner Positionalität – nicht einfach aufzugehen, wie das Tier, das aus seiner Mitte heraus lebt, auf seine Mitte alles bezieht, sondern zu stehen und von seiner Gestelltheit zugleich zu wissen. [...] Der Mensch lebt nur, indem er ein Leben führt. [Herv. i.O.]“<sup>182</sup>

---

179 Plessner (2003), S. 183.

180 Plessner (1982), S. 18.

181 Plessner (2003), S. 185.

182 Plessner (1982), S. 16.

Die anthropologische Pointe – bei Plessner ganz ähnlich wie bei Gehlen – ist nun, dass dieser Zwang zum Tätigwerden, zur Eigeninnovation und selbstschöpferischen Aktivität keine ungeeignete Spezies trifft, ist doch der Mensch nicht nur das nicht festgestellte, sondern gleichzeitig auch das weltoffene Tier, welches seine prekäre Lage zu meistern versteht: „Wir verfügen nicht wie die Tiere über eine Erbmotorik, sondern haben eine Erwerbmotorik.“<sup>183</sup> Einerseits ist die Freiheit von Naturdetermination riskante Gefährdung, Überforderung und vitale Bedrohung, gleichzeitig aber auch Herausforderung, Ansporn und Quelle der spezifischen Menschenkompetenz zur flexiblen Kompensationsfähigkeit. Aus dieser Perspektive erscheint die biologisch-morphologische Unangepasstheit des Menschen, indem sie die hocheffektive Voraussetzung für die Entwicklung flexibler Anpassungsfähigkeit ist, letztlich sogar als die vollendetere Anpassung – so wirkungsvoll und überlebenssichernd, wie es die vergleichsweise eng und starr angelegten ökologischen Einpassungsverhältnisse der Tiere nie sein können. Unter diesem Blickwinkel ist der Mensch für Plessner wie jedes andere organische Lebewesen auch ein typisches Produkt der natürlichen Evolution:

„Jeder Organismus hat diejenige Komplikation, die er verdient und die ihm zukommt. Er ist mit seiner Umwelt verwachsen und mit ihr in eben solchem labilen Gleichgewicht, wie er es für sein ihm passendes Risiko braucht.“<sup>184</sup>

Damit kann die anfängliche Benachteiligung des stiefmütterlich in die Freistellung entlassenen Menschen auch in evolutionsbiologischer Hinsicht als ihr weitaus hoffnungsvolleres Gegenteil verstanden werden. Aufgrund seiner einzigartigen Ausgleichs- und Assimilationskompetenz als Reaktion auf seine nie dagewesene Unangepasstheit ist der Mensch auf lange Sicht sogar das am besten angepasste Wesen.

Exemplarisch für die An- und Einpassungsfähigkeit als Schlüsselqualifikation alles Lebendigen verweist Plessner auf das vitale Bedürfnis der Nahrungsbeschaffung, an dem sich der enorme evolutionäre Erfolg einer ins Globale geweiteten, jeden Radius natürlicher Festlegungen übersteigenden ‚Defektflucht‘ unabweisbar zeigt. Gleichsam naturgemäß erobert der Mensch die gesamte Welt als potenzielle Lebenswelt – und bleibt nicht beschränkt auf eine spezifische Nische, denn:

---

183 Plessner (2003), S. 166.

184 Ebd., S. 164.

„[J]e mehr ein Lebewesen dazu ausgerüstet ist, die Chancen *aller* Nahrungsräume zu nützen, den Anforderungen aller Milieus gewachsen zu sein, desto besser ist es angepaßt, desto höher steht es in der Entwicklungsskala. [Herv. i.O.]“<sup>185</sup>

Somit zeichnet auch Plessners Anthropologie ein Bild vom Menschen als Generalisten der Natur, der als „ein die Tierheit hinter sich lassendes Tier“<sup>186</sup> eine neue Stufe des Organischen betritt und einnimmt.

### *Zwischen Entlastung und Überkompensation*

Der an die anthropologische Rede vom Mangel anschließende Komplementärbegriff ist der der Kompensation. Um auf den biologisch-ökologischen Nachteil seiner besonderen Naturausstattung zu reagieren, liegt es am Menschen, dieses Defizit auszugleichen und die ihm im Vergleich zum Tier fehlenden Merkmale und Eigenschaften zu ersetzen. Da die direkte Ersetzung als Nachbildung tiertypischer Eigenheiten nicht nur unmöglich, sondern auch sinnlos ist, ist der Mensch das Wesen, das seine Sonderstellung kompensiert, indem es etwas anderes macht bzw. alles anders macht als das Tier. Der Mensch, dem es nicht möglich ist, sich wie das spezialisierte Tier in einem definierten und vorbestimmten Um(welt)kreis seinem eingepassten Verhalten zu ergeben und so seinen Lebenserhalt zu sichern, muss handeln, um für sein Leben und Überleben zu sorgen.

An diesem Punkt der existenziell notwendigen Mangelkompensation, durch die der freigelassene Mensch sein Lebenkönnen meistert, schließt Odo Marquard an die Anthropologie Gehlens an. Ebenfalls im Rückgriff auf Herder – welcher nicht nur als Stifter der anthropologischen Reflexionsfigur des Mängelwesen gelten kann, sondern im dem Zuge auch „beim Menschen in der Mitte seiner Mängel als Keim zum Ersatz die Sprache fand“<sup>187</sup> – stellt Marquard das schon bei Gehlen entfaltete Entlastungsmotiv ins Zentrum seiner Anthropologie. So ist auch für ihn der Mensch in erster Linie ein um Ausgleich bemühter Zukurzgekommener, „ist überwiegend nicht Zielstreber, sondern Defektflüchter“<sup>188</sup>, welcher als *Homo compensator* sein Heil in der Entlastung vom Druck nicht mehr erfüllbarer Anforderungen sucht. Der Clou dieser Deutung des menschlichen Evolutionsprozesses als Geschichte einer Ausweich- und Kompensationsnötigung, die dem nicht festgestellten Mängelwesen zusetzt, liegt nun in dem enor-

---

185 Ebd., S. 145.

186 Ebd., S. 189.

187 Marquard (2000a), S. 14.

188 Marquard (2000b), S. 42, vgl. auch Marquard (2000a), S. 13.

men Effekt, den die Ausweichbewegung in ein „Stattdessen“<sup>189</sup> zeitigt. So ist seine körperliche Unzulänglichkeit dem Menschen nicht nur als zu kompensierende Last aufgegeben, sondern stellt in ihrer Unspezialisiertheit und Loslösung von konkreten Naturzwecken gerade jene Offenheit bereit, die die Voraussetzung für die intellektuelle Entwicklung des Menschen ist. Damit macht sie es diesem überhaupt erst möglich, gänzlich unabhängig von Vorgaben und Bedingungen der Umwelt zu agieren und seine Lebens- und Handlungszwecke sich selbst frei zu setzen. Im überschießenden Zugewinn an Kompetenzen und neu eröffnetem Weltzugang, der über den Effekt eines bloß ausgleichenden Nullsummenspiels weit hinausgeht, liegt für Marquard dann auch der Schlüssel zur Erklärung der so einzigartigen – und gänzlich untierischen – kulturellen Fertigkeiten des Menschen. Darin folgt er ganz der Anthropologie Gehlens, derzufolge schon „alle Leistungen des Menschen als ‚Entlastungen‘ von seiner natürlichen Mängellage und die Kultur als das große Arrangement einzig zu dauerhafter Vermeidung des Umkommens“<sup>190</sup> zu begreifen sind. Marquard bringt dies auf die kulturanthropologische Pointe des kompensatorisch zur Übermacht genötigten Nichtskönners Mensch:

„Der Homo compensator ist Homo symbolicus: er lebt in der Kultur [...]. Menschen sind die, die etwas stattdessen tun müssen, tun können und tun: Jeder Mensch ist – aus Mangel an Absolutheit – ein primärer Taugenichts, der sekundär zum Homo compensator wird.“<sup>191</sup>

Somit finden Antworten auf die Frage nach der Verfasstheit des Menschen ihren Kern in dem Motiv einer unauflösbaren, dialektischen Grundspannung zwischen Mangel, Ausgleich und Überbietung tierischer Eigenheiten und Fertigkeiten. Dabei vollzieht der *Homo compensator* nicht nur sich selbst, sondern auch die überlebensnotwendige Leistung einer Umwertung des Vorgefundenen. Seine naturgegebene Mangelhaftigkeit beim Schopfe packend, kultiviert der Mensch sich selbst und wendet so sein Schicksal der stiefmütterlichen Benachteiligung in eine Position der Macht und Stärke an der Spitze aller Naturwesen. In dieser Wandlungsfigur des bedrohlich Schlimmen ins überragend Beste erkennt Marquard Spuren einer traditionsreichen Bewältigungsstrategie, die weitaus größer dimensioniert angelegt ist als ‚bloßes‘ Nachdenken über den Menschen:

---

189 Dies bringt Marquard dazu, das Projekt der philosophischen Anthropologie im Ganzen als „Philosophie des Stattdessen“ zu begreifen. Marquard (2000b), S. 26.

190 Marquard (1971), S. 371.

191 Marquard (2000b), S. 45.

„Dieser zugespitzte Kompensationsgedanke, demzufolge Übel indirekte Güter und Defekte Chancen sind, wird im 20. Jahrhundert [...] zur anthropologischen Fundamentalkategorie: als unbewusst gewordenes Theodizeemotiv dirigiert er weithin die heutigen Philosophien des Menschen und Theorien des Menschlichen.“<sup>192</sup>

So erhält die Legitimationsfigur der Verteidigung Gottes angesichts mancher Unvollkommenheit der Schöpfung – Theodizee – in der anthropologischen Formel der Besinnung auf die positiven Seiten der menschlichen Naturhaftigkeit als Mängelwesen – Kompensationsthese – ihre zeitgemäß-agnostische Gestalt. In diesem Sinne durchzieht die philosophische Anthropologie des 20. und 21. Jahrhunderts in ihrer Struktur das Muster einer *Biodizee*.

Dabei ist freilich betonenswert, dass die sich aus der Sonderstellung eröffnende Chance sich nicht gleichsam von selbst oder automatisch verwirklicht, sondern vom Menschen auch ergriffen werden muss. Kein überirdisches Wesen ist hierbei am Werk, kein Schicksal oder Naturprozess, der unweigerlich und ohne weiteres Tätigwerden des Menschen zu seiner Hochentwicklung beitrüge. Um leben zu können, muss der Mensch die Gelegenheit dazu selbsttätig ergreifen, er muss aktiv werden und handeln.

Für die Ausbildung und Anwendung der Fähigkeit zur eigenen Lebensführung kommt der sprachförmig-redenden Aneignung der Welt und dem absichtsvollen, rationalen Agieren in Handlungsvollzügen fundamentale Bedeutung zu. Dieses Zentralmotiv der Deutung des Menschen bei Gehlen und Marquard aufgreifend hebt Otfried Höffe den Umstand des „Sich-Entwickeln-Müssen[s]“<sup>193</sup> als charakteristisch für eine Antwort auf die Frage nach dem „Selbstverständnis von Menschen zu Beginn des 21. Jahrhundert“<sup>194</sup> hervor. Doch handelt es sich dabei um ein Müssen, das immer schon mit dementsprechenden Können einhergeht (entgegen einer evolutionär-reaktiven Lesart des Zwangs zur Kompensation, s.o.). Der kompensierende Mensch versteht es eben nicht nur, seine ökologisch-morphologische Benachteiligung hinreichend auszugleichen, sondern er weiß seine Lage vielmehr ‚von Natur aus‘ in einem Ausmaß für sich zu nutzen, welches ihn schließlich in eine ‚überkompensierte‘ Sonderstellung bringt: dank seines „reflexiven Welt- und Selbstbezug[es] statt unmittelbarem Lebensvollzug“ kehren sich die Vorzeichen um und das zu nichts Spezifischem befähigte Mängelwesen Mensch erweist sich als wahres „biologisches Multitalent“, als

---

192 Marquard (1986), S. 26.

193 Höffe (2008), S. 114.

194 Ganten et al. (2008), S. V.

„Generalist“, dem keine natürlichen Lebensumstände und -räume verschlossen und unbeherrschbar bleiben.<sup>195</sup>

Mit Blick auf die Entwicklung und Ausbildung geistig-moralischer Fähigkeiten betont Höffe zudem, dass die Mangelhaftigkeit des Mängelwesens nicht nur nicht zu beklagen sei, sondern gar nicht weniger umfassend ausfallen dürfe, um ihren Kompensation provozierenden Effekt entfalten zu können: „Damit die Intelligenz einen Spielraum hat, dürfen die Organ- und vor allem die Instinktvorgaben nicht zu eng auf eine bestimmte Umwelt festgelegt sein.“<sup>196</sup> Da aufgrund der Offenheit der physiologischen Anlagen aber auch „biologisch einprogrammiert[e] Hemmnisse“<sup>197</sup> fehlen, erkennt Höffe eine in diesem Sinne naturalistisch begründete Notwendigkeit der Moralgeneese für den Menschen, ist es ihm doch aufgegeben, „den Antriebsüberschuss zu kanalisieren und produktiv statt destruktiv einzusetzen“ und „sich zu einem Wesen, das sein Tun und Lassen selber entwirft und sein Leben selber führt, [zu] entwickeln, also zu einem Handlungswesen“<sup>198</sup>. Dass der Mensch zur handelnden Lebensführung also nicht nur unausweichlich gezwungen oder gar verdammt ist, sondern dazu auch und besonders in der Lage ist bzw. besonders fähig ist, sich in diese Lage selbst zu bringen, stellt die zweite Hinsicht dar, in der die Kompensationsanforderung ihre charakteristische Potenz für das Menschsein entfaltet. Gerade die Fähigkeit, noch nicht an- und festgelegte Kompetenzen zuallererst entwickeln zu können und überhaupt in der Lage zu sein, solche Anstrengungen meistern zu können, macht das anthropologische Spezifikum aus. In diesem Sinne erweist das Zentralmoment der Gehlenschen Anthropologie erneut seine Stichhaltigkeit und Plausibilität, so dass gelten kann: Der Mensch muss mehr als jedes Tier und kann gleichzeitig auch mehr – er ist das Wesen, das handelt.

### *Das Mängelwesenththeorem in der Kritik*

Das Verständnis des Menschen als konstitutiv benachteiligtes Naturwesen, das gezwungen ist, aus seiner Not eine Tugend zu machen und sich kompensatorisch zum ambitionierten Handlungs- und Kulturwesen aufzuschwingen, wurde in der Tradition des Nachdenkens über den Menschen und sein Natur- und Weltverhältnis vielfach in prägnante Formeln gebracht. Ein Beispiel von bemerkenswer-

---

195 Höffe (2008), S. 114.

196 Ebd.

197 Höffe (2007), S. 51.

198 Ebd., S. 51f. Dass für die Moralentwicklung auch der Fähigkeit des Abstand- und Stellungnehmens zu den eigenen Interessen und Absichten eine wesentliche Funktion zukommt, betont schon Ludwig Siep. Siehe Siep (1999), S. 289.

ter Treffsicherheit ist Marquards Figur des *Homo compensator*. Das darin kondensierte Bild vom Menschen, der nur lebensfähig ist, indem er seine von Natur aus bestehenden Nachteile und Bedrohungen auszugleichen versteht, hat seinen Ursprung in dem Theorem vom *Mängelwesen Mensch*. Dieses Theorem reicht weit in die Geistesgeschichte zurück und kann eine beachtliche Reihe von Vertretern aufweisen, zu deren bekanntesten Platon, Aristoteles, Cicero, Pico della Mirandola und Johann Gottfried Herder zählen.<sup>199</sup> Die Vorläufer dieses philosophisch-anthropologischen Motivs finden sich schon in griechischen Mythen, welche wiederum auf früher existierende Traditionen verweisen. Das Mängelwesen-Theorem kann damit durchaus als die „älteste anthropologische Aussage“<sup>200</sup> gelten.

Allerdings wurde der Erkenntniswert der Mängelwesenformel im Lauf der philosophisch-anthropologischen Diskussion immer wieder getrübt durch verkürzte und mitunter einseitige Interpretationen der Rede vom Mangel, was schließlich dazu führte, dass das Theorem so manchem als „der populärste und zugleich missverständlichste Begriff der philosophischen Anthropologie“<sup>201</sup> gilt. Verantwortlich für Kritik und Abwehr ist dabei oft eine Interpretation, die nach dem ersten Schritt schon ihr Urteil fällt und – was dann wenig verwundern kann – die Mangelbestimmung als negativ und unangemessen verwirft. Doch sind hier fragwürdige Annahmen im Spiel, die gerade den philosophischen Kniff des Mängelwesentheorems verfehlen.

Exemplarisch zeigt dies etwa eine ablehnende Einschätzung, die „gleich zu Beginn“ ihrer Ausführungen postuliert: „Dieser Begriff [des Mängelwesens, T.E.] ist in erster Linie eine *normative*, eine *wertende* Kategorie.“<sup>202</sup> Freilich lässt sich der Mangelbegriff auch durchgehend normativ lesen, doch scheint dies auf der allgemeinen Ebene philosophisch-anthropologischer Beschreibung nicht angemessen zu sein. Einem philosophisch-anthropologischen Ansatz geht es primär darum, den Menschen in seiner spezifischen Struktur und Lebensform als Menschen zu verstehen und zu erklären, nicht um eine Bewertung der Befunde

---

199 Zur Verbreitung der topischen Mängelwesenthese in der antiken Anthropologie, meist in Form der eingängigen Mutter-Stiefmutter-Formel, siehe Pöhlmann (1970). Unter den gewichtigen Vertretern der Philosophiegeschichte, die eine prekäre Sonderstellung des Menschen als anthropologischen Ausgangspunkt formulieren, darf freilich Nietzsche nicht vergessen werden, der die einschlägige Formel geprägt hat, „dass der Mensch das noch nicht festgestellte Thier ist“. Nietzsche (1999), S. 81.

200 Schmidinger (2009), S. 7.

201 Brede (1980), S. 712.

202 Engels (2009), S. 207.

solcher Reflexionsansätze. Dies ist das Geschäft der Ethik – die freilich gut beraten ist, anthropologische Einsichten bei ihren Erwägungen und Begründungen nicht völlig außer acht zu lassen. Philosophische Anthropologie jedoch zeichnet sich gerade dadurch aus, eine zunächst weitgehend wertfreie Charakterisierung ihres Gegenstandes – des Menschen – zu entwerfen, indem relevante Invarianzen und Strukturmerkmale der menschlichen Existenzform herausgearbeitet werden, um so zu einer Bestimmung des Menschen zu gelangen – sei es in essenzialistischer Absicht die Bestimmung ‚des Wesens‘ oder ‚der Natur‘ des Menschen oder, weniger ahistorisch-gegenständlich, die Bestimmung des für den Menschen Typischen. Erst in einem weiteren Schritt können dann normative Folgerungen und ethisch relevante Implikationen angeschlossen werden. Dieser Schritt kann begründungslogisch aber nur getrennt von einer derartigen ‚Bestandsaufnahme‘ der *conditio humana* erfolgen. Dabei ist es wichtig zu sehen, dass wertende Positionen und Urteile ihre Legitimation und Plausibilität nicht hinreichend durch einen direkten Rückbezug auf eine etwaige ‚Natur des Menschen‘ gewinnen und anthropologische Argumente also eine „nur indirekte normative Funktion haben“<sup>203</sup> können.

Demnach ist die angeführte Kritik, die das Mängelwesentheorem als unhintergebar normativ und somit unangemessen negativistisch zurückweist, der im Rahmen von Natürlichkeitsargumentationen allgemein bestehenden Gefahr ausgesetzt, „bei einer Singularisierung der ‚Natur des Menschen‘ eine Moralisierung derselben“ zu vollziehen, indem sie die Mangelhaftigkeit des Menschen als dessen einzig bestimmendes Merkmal begreift – und moralisiert.<sup>204</sup> Statt den Mängelwesenbegriff als substantiell moralische Kategorie oder evaluative Diagnose aufzufassen, muss er als systematisch ansetzende anthropologische Formel gelesen werden, die eben nicht schon eine (Ab-)Wertung enthält, sondern vielmehr die Funktion eines unvoreingenommenen „Reflexionsbegriffs“<sup>205</sup> erfüllt.

---

203 Müller (2008), S. 51.

204 Vgl. ebd., S. 26.

205 Ebd., S. 39. Christian Thies geht in seiner Variante einer pejorativ fixierten Auslegung des Mangelbegriffs sogar so weit, darin Ansätze eines pathologisch gestörten Selbstverhältnisses zu entdecken: „Bei den Verfechtern der Mängelwesen- bzw. Untier-These findet sich ein Umkippen von einem Extrem ins andere, das für narzisstische Störungen typisch ist, das Schwanken zwischen den Vorstellungen der eigenen Grandiosität und der eigenen Minderwertigkeit: Wenn ich nicht der Größte sein kann, dann möchte ich wenigstens der Kleinste sein.“ Thies (2004), S. 142. Andere Kritiker ignorieren dabei das philosophisch-anthropologische Umfeld und Erkenntnisinteresse des Theorems, um es aus einer verengten (evolutions-)biologischen Per-

So verstanden und angewendet können vom Ausgangspunkt der biologisch-physischen Mangelhaftigkeit dann typische Merkmale des Menschen expliziert werden, die keineswegs den anfänglichen Befund einer Benachteiligung bestärken und einen negativen Gehalt aufweisen müssen – im Gegenteil. Die Beschreibung des Menschen als Mängelwesen ist nicht zwangsläufig Ausdruck einer pessimistischen Anthropologie, beinhaltet die Kennzeichnung der menschlichen Mangelhaftigkeit doch gleichzeitig stets die unerhörte und einzigartige Chance, die in dieser Benachteiligung enthalten ist. Sofern es ihm gelingt, die naturgegebenen Rück- und Widerstände zu überwinden, kann der Mensch demnach Potentiale realisieren, die so in der Natur nicht bekannt sind. Die Rede vom Mängelwesen entpuppt sich somit als Signum einer überaus positiven Anthropologie, die in einer quasi-dialektischen Wendung den Menschen als gerade durch seine Mangelhaftigkeit begünstigtes Wesen versteht: „Je schlechter die Natur den Menschen ausgestattet hat, desto erstaunlicher ist, was er aus sich gemacht hat.“<sup>206</sup> Indem er die Sphäre bislang bekannter, im evolutionären Verlauf vorgegebener und bewährter Zwecksetzungen und dazu geeigneter natürlicher Verhaltensschemata nicht nur verlassen muss, sondern überschreitet, entwickelt er in diesem Zuge ganz neue Kompetenzen und Kompetenztypen, mit denen er sich als Kulturwesen etabliert.

Seit seinem Hauptwerk *Der Mensch* zählt Arnold Gehlen zu den konsequentesten und einflussreichsten Verfechtern der Auffassung vom Mängelwesen Mensch innerhalb der philosophischen Anthropologie.<sup>207</sup> So ist es nicht verwunderlich, dass zahlreiche Einwände gegen diese Position an Gehlens Adresse ge-

---

spektive als „unhaltbare Mängelwesenideologie“ zu diffamieren, siehe Kotrschal (2009), S. 58.

- 206 Gerhardt (1999), S. 194. Allerdings führt die Betonung des positiven Kompensationsumschlags Volker Gerhardt zur entschiedenen Absage an den Wert des *Begriffs* des Mängelwesen – nicht aber seiner aufschlußreichen Funktion: „Die Rede vom ‚Mängelwesen‘ ist eine rhetorische Pointe, aber keine ernst zu nehmende anthropologische These. Damit ist die Beschreibungsleistung Arnold Gehlens, der die These in Umlauf gebracht hat, im einzelnen nicht bestritten.“ Ebd., S. 195.
- 207 Vgl. hierzu eine Einschätzung jüngeren Datums: „Mag Arnold Gehlen das Mängelwesenthese [...] auch nicht in die moderne philosophische Anthropologie eingeführt haben, so hat er doch durch dessen besonders ‚chancenbewusste‘ methodische Verwendung maßgeblich zu dessen Verbreitung vor allem in der deutschsprachigen anthropologischen Forschung beigetragen; durch seine Schriften wurde das Theorem fester Bestandteil der in Geistes- und Sozialwissenschaften fachübergreifend geführten Diskussion“. Darge/Schmidhuber (2009), S. 34f.

richtet sind.<sup>208</sup> Dass es im Rahmen seiner Anthro-Biologie vor allem der Begriff des Mängelwesens sein würde, der nicht von ungefähr einen besonders anfälligen Ansatzpunkt für Widerspruch bietet, ist Gehlen durchaus bewusst. Entsprechend konstatiert er angesichts der bald einsetzenden Kritik – nicht ohne im gleichen Zuge die Bedeutung des Theorems hervorzuheben: „Wie es nun einmal das Schicksal solcher überprägnanter Formeln ist, gerade dieser Begriff hat sich inzwischen verselbstständigt und führt ein Eigenleben, nicht ganz mit meiner Zustimmung.“<sup>209</sup> Dass eine pessimistische Lesart des Mängelwesentheorems, die in diesem den verhängnisvollen Beleg einer normativ aufgeladenen Defizit-Anthropologie zu erkennen meint, gerade nicht vereinbar ist mit Gehlens methodologischer Intention, geht aus dem fraglichen Text selbst klar hervor. Dort heißt es gleich in der Einführung:

„Wenn der Mensch hier und in dieser Beziehung, im Vergleich zum Tier als ‚Mängelwesen‘ erscheint, so akzentuiert eine solche Bezeichnung eine Vergleichsbeziehung, hat also nur einen transitorischen Wert, ist kein ‚Substanzbegriff‘. [...] Eben das soll der Begriff leisten: die übertierische Struktur des menschlichen Leibes erscheint schon in enger biologischer Fassung im Vergleich zum Tier als paradox und hebt sich dadurch ab. Selbstverständlich ist der Mensch mit dieser Bezeichnung nicht ausdefiniert, aber die Sonderstellung bereits in enger, morphologischer Hinsicht ist markiert.“<sup>210</sup>

Diese unmissverständliche Klärung der Verwendungsweise und -absicht des Begriffs durch seinen Autor ist vor allem jenen Kritikern entschieden entgegen zu halten, die gerade Gehlen die vermeintlich unausweichliche Normativität der gewählten und für seine Untersuchung zentralen Formel vorwerfen. Die ‚transitorische‘ Funktion, mit der das Mängelwesentheorem von Gehlen eingesetzt wird, besteht doch gerade darin, zunächst im biologisch bzw. morphologisch angelegten Mensch-Tier-Vergleich erhellende Dienste zu leisten, um dann im Verlauf der weiteren Bestimmung des Menschen den komparatistischen Blick vom Tier abzuwenden und damit auch den Mängelbegriff hinter sich zu lassen, der in Gehlens Anthropologie somit zweifellos „methodisch reflektiert als heuristisches Prinzip“<sup>211</sup> – und nicht als Substanzaussage – fungiert.

---

208 Vgl. dazu Delitz (2011), S. 9ff.; Thies (2000), Kap. 4 u. 95ff. sowie Schmidinger (2009), S. 25f.

209 Gehlen (1986d), S. 17.

210 Gehlen (1986a), S. 20.

211 Darge/Schmidhuber (2009), S. 44.

Neben einer verkürzend normativistischen Kritik wird der (entwicklungs-) biologisch informierten Mängelwesen-Anthropologie vom Typ Gehlens heute auch unter Bezugnahme auf evolutionsbiologische Prinzipien widersprochen. Dabei wird nicht nur die Sonderstellung des Menschen bestritten, welcher sich sowohl genealogisch als auch genetisch nicht wesentlich von den ihm nächststehenden Tieren unterscheidet, auch die für Gehlen zentrale These von der Instinktreduktion des Menschen findet wenig Anklang bei Evolutionsforschern und Soziobiologen. So scheint die Auffassung vom instinktreduzierten Menschen mittlerweile nicht mehr in dem Ausmaß haltbar zu sein, wie sie es für Gehlen war. Neuere naturwissenschaftliche Ergebnisse biologischer Evolutionsforschung deuten darauf hin, dass der Mensch sogar ein „besonders stark instinktgebundenes Wesen“<sup>212</sup> ist, woraus neben der Zurückweisung des Gehlenschen Menschenbildes auch die Umkehrung der kompensatorischen Kulturthese gefolgert wird.

In die gleiche Richtung zielt der Einwand Peter Sloterdijks gegen die These vom Mängelwesen Mensch. Sloterdijk liest Gehlens Rekonstruktion der Herausbildung mangelkompensatorischer Handlungs- und Sprachfähigkeit beim unspezialisierten Menschen als evolutionsgeschichtliche Aussage, mit der die Entwicklung des aufrechten Ganges, des Werkzeugerfindens und -gebrauchs, der distanzierenden Symbolbildung etc. als Reaktion des benachteiligten Menschen auf seine Sonderstellung, gewissermaßen *a posteriori*, gefasst wird. Angesichts der Mechanik des biologischen Evolutionsprozesses mit den darwinischen Prinzipien der Variation und Selektion bleibt es für Sloterdijk

„völlig unklar, wie ein Lebewesen durch natürliche Evolution zu seinen Anfangsmängeln gekommen sein soll. [...] die sich selbst überlassene Natur kennt keine erfolgreiche Überlieferung von Unangepasstheiten oder tödlichen Schwächen“<sup>213</sup>.

Indem Sloterdijk Gehlen konsequent historiografisch liest, indem er das Wesen der menschlichen Kulturfähigkeit aus ihrem vermeintlichen Entstehungsprozess als nachträgliche Reaktion auf die eigene Mangelhaftigkeit ableitet und sich dabei streng am Prinzip des *survival of the fittest* orientiert, ergibt sich dann folgerichtig ein zu Gehlen scheinbar diametral entgegengesetzter Befund:

„*Homo sapiens* ist [...] nicht ein Mängelwesen, das seine Armut durch Kultur kompensiert, sondern ein Luxuswesen, das durch seine protokulturellen Kompetenzen hinreichend

---

212 Elepfandt (2008), S. 59.

213 Sloterdijk (2004), S. 704.

gesichert war, um angesichts aller Gefährdungen zu überleben und gelegentlich zu prosperieren.“<sup>214</sup>

Doch stellen die Handlungs- und Kulturfertigkeit des Menschen keine reaktiv angeeigneten Fähigkeiten im Sinne einer aufgezwungenen Antwort auf die real-prekäre Lage einer tödlichen Bedrohung im Überlebenskampf dar, sondern sind vielmehr als (überaus) positive Posten der Mensch-Tier-Bilanz zu verstehen, deren negative Pendants die beim Menschen fehlenden, tiertypischen Merkmale sind. Insofern lässt sich die Rede vom Luxuswesen durchaus mit derjenigen vom Mängelwesen in Einklang bringen, als beide denselben Umstand treffen: die Tatsache der fundamentalen Differenz zwischen Mensch und Tier, die sich – je nachdem, aus welcher Perspektive diese Gegenüberstellung vorgenommen wird – ebenso gut als bereichernd wie defizitär auffassen lässt. Für normative Belange und Folgerungen ist dann freilich dieser perspektivische Punkt entscheidend: „ob der jeweilige als Mangel beschriebene Zustand des Menschen als *Chance* für die Eröffnung neuer Möglichkeiten menschlicher Konstitution und Selbstverwirklichung oder als *Defizit* betrachtet wird“<sup>215</sup>.

Inwieweit eine Differenz positiv als chancenreicher Zugewinn an Möglichkeiten oder negativ als defizitärer Mangel aufgefasst wird, hängt wiederum direkt davon ab, woran es fehlt, welcher Art die mangelhafte Situation ist. Blendet man den negativen Beiklang des Wortes ab und führt man sich vor Augen, auf welchen Mangel es Gehlen in seiner Charakterisierung des Menschentypischen abgesehen hat, so wird plausibel, dass seine Untersuchung nicht zu einem defizitären Ergebnis kommt, „sondern vielmehr auf eine optimistische Sicht der menschlichen Natur zielt“<sup>216</sup>. So besteht für ihn doch die Mangelhaftigkeit des Menschen darin, nicht wie das Tier gebunden, spezialisiert und festgestellt zu sein, sondern entbunden, entspezialisiert und entfesselt zu sein. Damit handelt es sich um einen Mangel an Einengung, an Festlegung und Fesselung, um einen Mangel an Zuständen also, die selbst Mangelzustände sind. Das heißt, der Mensch ist ein Mängelwesen zweiter Ordnung, ein Wesen, dem Mängel fehlen und von dem damit tatsächlich gesagt werden kann, dass es eine luxuriöse Stellung einnimmt. Das Bild vom „*homo sapiens pauper*“<sup>217</sup>, das Sloterdijk Gehlen ankreidet, zielt nicht auf Armut, sondern Reichtum.

---

214 Ebd., S. 706.

215 Engels (2009), S. 209.

216 Darge/Schmidhuber (2009), S. 53.

217 Sloterdijk (2004), S. 704.

Ohnehin vermögen Einwände, die die Instinktreduktion des Menschen oder die Angemessenheit des Mängelwesenbegriffs bestreiten, nicht den Kern der anthropologischen Grundsituation des Mängelwesens zu treffen. Diese liegt in der Annahme der Einzigartigkeit des Menschen, die für Gehlen als ‚biologische Sonderstellung‘ so zentral und erhellend ist. In diesem Zusammenhang muss betont werden, dass es den klassischen Vertretern der deutschsprachigen philosophischen Anthropologie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihrem historisch-soziologisch-philosophischen Ansatz nicht zuletzt darum geht, „zwischen naturalistischer Kulturverachtung und kulturalistischer Naturverachtung Denkwege zu bahnen“<sup>218</sup>. Dies trifft in besonderem Maße auf das Werk Gehlens zu. Zwar stützt sich Gehlen in erheblichem Maße auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse über den Menschen, seine Herkunft, Entwicklung und Morphologie, doch nutzt er diese empirischen Einsichten und Bestände zur Entfaltung einer dezidiert *philosophischen* Anthropologie. Er formuliert also keine naturalistische Theorie des Menschentieres, sondern vermag den nicht geringen „Anspruch einer nicht biologistischen, gleichwohl aber *bio-logischen* Perspektive“<sup>219</sup> einzulösen. Dies zeigt, dass das Projekt einer philosophischen Deutung des Menschen zwar viel von empirischer Forschung über seinen Gegenstand lernen kann, es aber ein grundsätzlicher Irrtum ist anzunehmen, philosophisch-anthropologische Fragen und Probleme mit Mitteln der Biologie, Ethologie oder sonstiger Natur- und Laborwissenschaften beantworten zu können (freilich sind in diesem Sinne auch – und heute zuallererst – die Neurowissenschaften zu nennen). Und nicht einmal die Fragestellungen der philosophischen Anthropologie werden durch Fortschritte der Biologie, Paläoanthropologie, Primatenforschung und Ethologie in nennenswerter Weise tangiert, da „die enormen Entwicklungen der Naturwissenschaften [...] *alle* Grundfragen der Sonderstellung des Menschen *unverändert* gelassen haben“, wie Karl-Siegbert Rehberg mit Blick auf entsprechende Kritik an Gehlen betont.<sup>220</sup>

Auch wenn es zutrifft, dass die Kulturfähigkeit des Menschen eher als Effekt einer vorteilhaften Naturstellung als der einer defizitären Ausstattung und benachteiligten Position zu erklären ist, auch wenn der Mensch doch über stärkere Instinktbindung verfügt, als von Gehlen angenommen, so ist er trotzdem in ökologisch-pragmatischer Hinsicht in einem Maße unspezialisiert und weltoffen, dass an der nietzscheanischen Charakterisierung des Menschen als einzigem ‚nicht festgestellten Tier‘ festgehalten werden kann, ohne sich damit dem Vor-

---

218 Eßbach (2007), S. 16.

219 Delitz (2011), S. 48.

220 Rehberg (2008), S. 213.

wurf des Einreihens in eine anthropozentrische „Selbstüberschätzungs-Tradition“<sup>221</sup> auszusetzen. In diesem Sinne kann die Ambivalenz der Stellung des Menschen im Tierreich – als Naturwesen neben anderen, dabei allerdings in unvergleichlicher Weise über seine natürlichen Bedingungen und Bedingtheiten hinausstrebend – dann auch aus Sicht der Ethologie auf den Punkt gebracht werden: „Der Mensch ist wie jedes andere Tier auf diesem Planeten einzigartig, und doch ein bisschen anders, denn er kann Technik und Kultur.“<sup>222</sup>

### **C.3 (b) Bedürfnisse als offene und formierungsbedürftige Regungen**

Die Motive der Weltoffenheit und Instinktungebundenheit des Menschen, aus denen sich mit Gehlen und Plessner menschentypische Kompetenzen und Metakompetenzen ableiten lassen, werden meist mit Blick auf die konkrete Umsetzung der instrumentellen Rationalität des Menschen entfaltet und unter pragmatischen Gesichtspunkten plausibilisiert. Von anthropologischem Interesse sind dabei vor allem die Entwicklung und Verfeinerung von Technik und Kultur, die Erfindung und Herstellung von den eigenen Zwecken dienlichen Dingen, der Werkzeuggebrauch etc. Neben diesem weltlichen und lebensweltlichen Wirkungsbereich von enormer Reichweite und Relevanz erstrecken sich die wesentlichen Merkmale der anthropologischen Grundsituation aber auch auf die handlungsmotivationale Dimension des einzelnen Individuums und damit auf vitale Grundbedürfnisse. So sind Bedürfnisse, indem sie Bedürfnisse des Menschen sind, von der generellen und grundlegenden Ambivalenz menschlicher Regungen geprägt. Auch dieser Umstand lässt sich als charakteristischer Teilaspekt der ‚Sonderstellung des Menschen‘ (Gehlen) und seiner ‚natürlichen Künstlichkeit‘ (Plessner) auf einen Mangelzustand zurückführen. Instinktreduktion und fehlende Spezialisierung und Einpassung in eine ökologische Nische bedeuten auf der Ebene der vitalen Lebensfunktionen und Triebstruktur, dass beim Menschen die eindeutige und zwingende Macht vorgeprägter Reiz-Reaktions-Muster nicht bzw. nur noch in höchst rudimentärer Form vorhanden ist. Dem Menschen ist, wie Gehlen schreibt, „die unmittelbare, sozusagen tierisch-natürliche Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse versagt, denn ihm fehlt der ‚kurze Weg‘“<sup>223</sup>. Ganz ähnlich sieht Plessner in dem Verhältnis des Menschen zu seinen vitalen Bedürfnissen und den Bedingungen ihrer Befriedigung einen Niederschlag der grundsätzlichen anthropologischen Bestimmung:

---

221 Elepfandt (2008), S. 59.

222 Fischer (2008), S. 78.

223 Gehlen (1986a), S. 333.

„Dass er [der Mensch, T.E.] nicht zur Ruhe im Zyklus des ersten Bedürfnisses und seiner Befriedigung kommt, dass er etwas sein und tun will, in Gebräuchen und Sitten lebt, die ihm gelten, hat seinen Grund nicht im Trieb und im Willen, sondern in der vermittelten Unmittelbarkeit seiner exzentrischen Position.“<sup>224</sup>

Mit der Loslösung aus dem vorgegebenen Schema einer simplen instinktiven verhaltensauslösenden Begehren-Erfüllen-Folge, die ihn aus dem engen Korsett biologischer Funktionalität befreit, ist der Mensch gleichzeitig entlassen in die offene Freiheit der Wahl und Selbstbestimmung. Der Möglichkeit enthoben, einen von der Natur bereit gestellten ‚kurzen Weg‘ gedankenlos nutzen zu können, muss der Mensch den Weg zur Befriedigung seiner Bedürfnisse selbst finden und beschreiten. Und mehr noch, nicht nur der Weg, schon das Ziel der Bedürfnisbefriedigung ist zur eigenständigen Bestimmung des Menschen freigegeben. Bedürfnisse sind nicht (mehr) bloße instinktive Triebregungen, die in unabwiesbarer Form auftreten und nach ebenso unzweideutiger Abfuhr verlangen, sie sind vielmehr, wie Plessner schreibt,

„in ein umfassenderes Gefüge eingeschmolzen und mit der Dimension seiner [des Menschen, T.E.] Sprachfähigkeit und Abstraktionsgabe so verwoben, dass schon im normalen menschlichen Verhalten die rein vitalen Funktionen: Schlafen, Ernährung, Verdauung, Begattung, Orientierung, Schutz- und Abwehrreaktionen gegenüber den entsprechenden Funktionen auch der nächst verwandten Tiere anders stilisiert sind.“<sup>225</sup>

Diese verschmolzene Stilisierung beinhaltet nun, dass der Mensch immer schon ein bestimmtes Verhältnis zu seinen Bedürfnissen einnimmt, er seiner Bedürfnisse immer schon in einem bestimmten Rahmen gewahr wird, über dessen Ausgestaltung er selbst – ob bewusst und reflektiert oder intuitiv und unbewusst – entscheiden kann und muss.

### *Die „Orientierung“ der Bedürfnisse*

Für Gehlen besteht an der Plastizität und Formkontingenz menschlicher Bedürfnisse kein Zweifel. Er versteht gerade Bedürfnisse als offene Instinkt- und Antriebszustände, die der kulturellen Prägung bedürfen. Da sie nicht in vorgegebene Naturzwecke eingepasst oder auf angeborene und eindeutige Funktionszusammenhänge hin ausgerichtet sind, ist es Aufgabe des Menschen, seine Bedürfnisse selbst in die Hand zu nehmen und ihre Manifestationsformen zu ge-

---

224 Plessner (2003), S. 194.

225 Ebd., S. 184.

stalten. Hier zeigt sich der kompetenzgenerierende Status des Mängelwesens Mensch in besonderer Weise, als das Aufbrechen des geschlossenen Bedürfnis-Befriedigungs-Kreises das Überschreiten des bloßen Existierens in Verhaltensmustern erzwingt und damit auf *die* Charakteristik des Menschlichen verweist: das Handeln-Können. Darauf abzielend erkennt Gehlen „einen Leerraum, einen *Hiatus* zwischen den Bedürfnissen und den Erfüllungen, und in diesem Leerraum liegt nicht nur die Handlung, sondern auch alles sachgemäße Denken“<sup>226</sup>. Demnach geht die Sphäre des Geistes, der Reflexion, Distanznahme und letztlich aller Kulturleistung Hand in Hand mit dem Zwang zum Handeln angesichts der Entkopplung von Bedürfnissen und der Notwendigkeit ihrer Erfüllung. Indem der Mensch also nicht genötigt ist, jedes Bedürfnis sofort zu befriedigen, ist er in der Lage, sich zu seinen Erfüllung fordernden Drängen und Trieben in ein distanzisiertes Verhältnis zu setzen. Damit werden dem Menschen seine Bedürfnisse zu einem Gegenstand und rücken in den Objektbereich seiner Verarbeitung und Bearbeitung:

„Das Antriebsleben des Menschen fällt unter den Bereich der menschlichen Aneignungs- und Deutungsleistungen, in den seiner Aufgaben, und dies nicht zusätzlich, sondern elementar und wesentlich.“<sup>227</sup>

Den Vorgang einer solchen Aneignung, Deutung und Gestaltung der Bedürfnisse nennt Gehlen „Orientierung“<sup>228</sup>. Die Notwendigkeit, die eigenen amorphen Bedürfnisse zu orientieren, ergibt sich nun aus dem spezifischen Gegenüber von innerer Instinktbeschaffenheit und äußerer Kontingenz der jeweiligen Weltumstände, oder wie Gehlen es formuliert,

„aus der Plastizität und Entdifferenzierung schon der Instinktresiduen des Menschen, aus seiner ‚Weltoffenheit‘ und aus der Beliebigkeit der vorgefundenen Umgebungsdaten, mit denen die Menschen sich auseinanderzusetzen haben.“<sup>229</sup>

Die Vermittlung bzw. Auseinandersetzung dieser beiden triebstrukturierenden Pole kennt demnach keine vorgeprägten Kanäle der instinktiven Triebabfuhr, vielmehr tritt „zwischen die menschlichen Bedürfnisse und Antriebe jeder Art und ihre Erfüllungssituationen [...] ein intelligentes, praktisches Verhalten, ein

---

226 Gehlen (1986a), S. 334.

227 Ebd., S. 343.

228 Vgl. ebd., S. 55, 338, 343 und Gehlen (2004), S. 12, 30, 76, 82, 84, 87f. u.ö.

229 Ebd., S. 82.

Handeln“<sup>230</sup>. Auch für die Explikation der anthropologischen Tragweite des Bedürfnisbegriffs erweist sich somit das Bild des Menschen als *Homo agens* als Schlüsselmoment.

Wie der Mensch sich nicht einfach seiner Situation mit ihren jeweiligen extern bestehenden Reaktionsanforderungen gemäß verhalten kann, sondern *handeln* muss, so wenig ist er passiver Schauplatz von Bedürfnissen, die ganz unabhängig von seinem Zutun entstehen, Gestalt annehmen und sich ungebrochen Geltung verschaffen. So exekutiert die anthropologische Grundsituation in der Aufgabe der Bedürfnisorientierung ihre exemplarische Herausforderung.

Dabei zeigt sich die spezifische Handlungsausrichtung des Menschen im Zuge der Orientierung von Bedürfnissen an dem zweckgerichteten Bezug zu konkreten Erfüllungsmöglichkeiten der jeweiligen Lebenswirklichkeit. Bedürfnisse werden orientiert, indem sie schon in ihrem Auftreten durch Vorstellungen von Erfüllungssituationen geleitet sind, die sich aus der Erfahrung des Betreffenden speisen. In diesem Sinne ist für Gehlen ein Bedürfnis „dann orientiert, wenn es im Sinne der Verlagerung der Antriebsmomente in einen umschriebenen, vereinseitigten Gegenstandsbereich auslösbar gemacht wurde“<sup>231</sup>. Dies bedeutet, dass sich ein konkretes menschliches Bedürfnis als solches erst durch eine Form der Vergegenständlichung des zugrunde liegenden mehr oder weniger diffusen Triebmomentes bildet:

„Und ferner werden die Primärbedürfnisse in die Bahnen genötigt und an diejenigen Sachverhalte und Ziele gefesselt, die ihnen die je zur Verfügung stehenden Mittel und Handlungsweisen vorschreiben – für das Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit galten einmal Höhlen als selbstverständlich. Dies ist das Thema der ‚Bedürfnisorientierung‘.“<sup>232</sup>

Dabei – und das hebt den Menschen von allen anderen Lebensformen ab – verläuft die Orientierung über Zwischenstufen der Mittelwahl. Jedes menschliche Bedürfnis entsteht demnach immer in einer untrennbaren Einheit aus dem Bedürfnis und dementsprechenden Erfüllungsfeld – wie fehler- oder lückenhaft dies auch immer vorgestellt ist. Dies betrifft selbst die ursprünglichsten, in einem physiologischen Sinne lebensnotwendigen Belange:

---

230 Ebd., S. 9f.

231 Ebd., S. 84. Die Verlagerung in einen Gegenstandsbereich beschreibt Gehlen auch als „das ‚Auskristallisieren‘ des gestaltlosen Antriebsdrucks in ausschließende Bilder, in orientierte und wirkliche Bedürfnisse“. Gehlen (1986a), S. 343.

232 Gehlen (2004), S. 12.

„[D]ie Bedürfnisse elementarer Art, die bloßen Minimumsbedürfnisse der Abhilfe physischer Not, müssen erweitert werden können zu Bedürfnissen nach den Mitteln dazu und nach den Mitteln dieser Mittel, also vereindeutigte und intelligente *Sachinteressen* werden: die Bedürfnisse müssen den Handlungen *nachwachsen*, ganz eindeutige Umstände enthalten und die sachumgehenden Tätigkeiten mit umfassen. [Herv. i.O.]“<sup>233</sup>

### *Verfügenkönnen über Bedürfnisse als Handlungsvoraussetzung*

Möglichkeit und Notwendigkeit der Orientierung der Bedürfnisse zeigen nun verschiedene Facetten. So kann ihre Orientierbarkeit über die direkte Formierung in Bezug auf vorhandene Befriedigungsumstände weit hinausgehen. Der Mensch ist imstande, zu seinen Bedürfnissen – die ohnehin nie rein, ‚unverfälscht‘ oder ‚unbehauen‘ auftreten – in einer Weise Stellung zu nehmen, die diese soweit an die realen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten seiner Situation anzupassen in der Lage ist, dass unter Umständen auf ihre Befriedigung auch ganz verzichtet werden kann. Die Möglichkeit der gänzlichen Aufhebung des Erfüllungsdrucks eines Bedürfnisses ist dabei in der Verfügbarkeit und Plastizität der Bedürfnisebene an sich begründet. Indem der Mensch generell von der strengen Umweltfesselung des Tieres befreit ist, muss er nicht mehr dem instinkthaft vorgeprägten und notwendig ablaufenden Bedürfnis-Befriedigungsschema folgen. Stattdessen sieht er sich konfrontiert mit der

„Notwendigkeit, sie [die elementaren Bedürfnisse, T.E.] an der Erfahrung zu *orientieren*, sie in ihrer zunächst gestaltlosen Offenheit zu ‚prägen‘ oder *mit Bildern zu besetzen*. Die *Hemmbarkeit* des Antriebslebens, seine *Besetzbarkeit mit Bildern* und die ‚Verschiebbarkeit‘ oder *Plastizität* sind also Seiten desselben Tatbestandes [Herv. i.O.]“<sup>234</sup>.

In dieser Notwendigkeit liegt freilich bei aller nötigen Unvermeidlichkeit wiederum ein enormes Potenzial für den Menschen. Zuerst das Potenzial, als in seiner natürlichen Instinkt- und Organausstattung beständig bedrohtes und riskiertes Wesen die eigene Existenz sichern zu können, ist es doch

---

233 Gehlen (1986a), S. 52. Vgl. in diesem Sinne auch Prechtl: „Bedürfnisse werden immer in den ‚Vorstellungen‘ von erfolgreichen Vollzugsereignissen faßlich. [...] Die zunächst ziellose Energie erhält erst über die Handlung eine inhaltliche Strukturierung. Die Form der Befriedigung bestimmt erst den Inhalt des Bedürfnisses.“ Prechtl (1983), S. 84.

234 Gehlen (1986a), S. 55.

„für den Menschen als Handelnden lebensnotwendig, die Befriedigung der Bedürfnisse *aufschieben* zu können [...]. Wenn wir also einen Antrieb, ein Bedürfnis fühlen, so liegt, es zu fühlen, nicht in unserer Macht. Aber es zu befriedigen oder nicht, das liegt in unserer Macht [Herv. i.O.]“<sup>235</sup>.

Somit steckt nicht nur in der Befähigung zum Aufschub von Bedürfnissen, sondern auch in der zu ihrer Aufhebung ein entscheidendes Moment der Selbstformierung des eigenen Trieblebens und der Verfügung des Menschen über die Natur, die er selber ist. Wie sehr die für den Menschen überlebenswichtige Selbstformung seiner Bedürfnisse parallel zur Formierung seines Weltzuganges und damit der Erschließung der Welt an sich verläuft, ist ein für Gehlen bedeutender Punkt:

„Bei einem Wesen wie dem Menschen ist es eine wesentliche Sache, dass er seine Antriebe und Bedürfnisse an der Welt auseinandersetzt und orientiert, weil er sich selbst zugleich mit der Welt in den Griff bekommen muss“<sup>236</sup>.

Daran wird die fundamentale anthropologische Bedeutung der gelingenden Bewältigung dieser Aufgabe deutlich. Eine Antwort auf die Frage nach der Formung seiner Bedürfnisse und dem Bedürfnisrahmen selbst ist dem Menschen ein existenzielles Bedürfnis. Der freigesetzte Mensch bedarf der Bedürfnisbestimmung, er wird zum Bedürfnisbestimmungsbedürftigen und damit – ein Wort Odo Marquards variierend – der Inkompetenzkompensationsvollzug zur anthropologischen Schlüsselfigur. Diese Bewältigungsleistung der ‚Bedürfnisorientierung‘

---

235 Ebd., S. 334f. So verfügt einzig der Mensch über die Möglichkeit „der gradweisen Hemmung der Bedürfnisse bis zum Grenzfall des Bedürfnisverzichts, der Askese“. Gehlen (2004), S. 19.

236 Gehlen (1986a), S. 338. Hier liegt einer der zentralen Ansatzpunkte für Gehlens autoritär gefasste Theorie der Zucht und Führung, die alles andere als unproblematisch ist: „Das ‚Auskristallisieren‘ der Antriebe an bestimmten Situationen, ihre tätige, durchgesetzte Besetzung mit Zielbildern ist ihr Sichfaßlichwerden, ihre Entstehung zu wirklichen Kräften des Inneren; aber damit werden sie zugleich der Stellungnahme ausgesetzt und Material der Zucht, der Erziehung und Selbstzucht.“ Ebd., S. 344f. Auf die sich hieran direkt anschließende, hinlänglich und heftig kritisierte Sozialtheorie Gehlens, die zur Ausformulierung seiner berüchtigten Institutionenlehre führt (mit dem Zentralmotiv der Zucht, welche im Begriff des Charakters als Zielpunkt der Bedürfnisorientierung schon vorbereitet ist), soll hier nicht weiter eingegangen werden. Siehe dazu Thies (2000), S. 115ff. und Delitz (2011), S. 71ff.

erbringt der Mensch nun durch die habitualisierte Einordnung seiner Bedürfnisse in einen Handlungsrahmen und durch die Verknüpfung mit spezifischen Erfüllungsobjekten. Dadurch wird zweierlei geleistet: zum einen wird durch die Formierung und Orientierung an tatsächlich vorhandenen Erfüllungsmöglichkeiten und real zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen die ‚geordnete‘, d.h. effektive und effiziente Befriedigung der Bedürfnisse möglich – und vor allem unter Bedingungen möglich, die der Betreffende selbst weitgehend steuern kann, was eine enorme Verfügbarkeit und Beherrschbarkeit der eigenen Triebregungen mit sich bringt; zum anderen kann der Mensch sich im Zuge dieser vergegenständlichenden Aneignung seiner Bedürfnisse, welche über die Ausrichtung an den für ihn relevanten Umgebungsdaten und die dadurch erfolgende Bildbesetzung vermittelt ist, in ein distanziertes Verhältnis zu seinen Bedürfnissen setzen und sich so von ihrem unmittelbaren Erfüllungsdruck entlasten. Er

„verändert die ‚Umwelt‘, den zufälligen Umgebungsbestand in dem Sinne, dass er auch dauernde Erfüllungslagen herstellen kann und sich so von der Fälligkeit des Bedürfnisses und von der fallweisen Beschaffung der Hilfsmittel entlastet.“<sup>237</sup>

Mit der anthropologisch wegweisenden Fähigkeit der Gewinnung von Handlungsmacht angesichts einer bedrängenden und riskierenden Natursituation setzt der *Homo compensator* somit zuallererst bei sich selbst und seiner motivationalen Grundstruktur an. Um als Handlungswesen in der Welt sinnvoll und zu seinen Zwecken tätig werden zu können, muss er sich selbst aus dem Korsett der natürlichen Notwendigkeit der Triebbefriedigung und dem zwingenden Schema der unmittelbaren Bedürfniserfüllung befreien:

„Der Mensch handelt daher nicht notwendig und keineswegs in der Regel in Richtung seiner primären Bedürfnisse, sondern sein Handeln ist in eigener Ebene entwickelbar gerade dann, wenn er von seinen eigenen Bedürfnisse entlastet ist.“<sup>238</sup>

Somit findet sich der Mensch tatsächlich in einer ‚biologischen Sonderstellung‘ wieder, als er als das einzige Tier bezeichnet werden kann, dem es darum geht, die direkte Befriedigung seiner Naturbedürfnisse als bestimmende Antriebsfeder hinter sich zu lassen. Soll es dem Menschen gelingen, sein Leben im Vollzug freier und selbstbestimmter Handlungen zu führen, ist es entscheidend, dass seine „unmittelbaren biologischen Bedürfnisse als erste aus der Motivationsebene

---

237 Gehlen (2004), S. 56.

238 Ebd., S. 70.

ausscheiden“<sup>239</sup>. Gehlen spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die Bedürfnisse „in den Zustand der Hintergrunderfüllung übergehen“<sup>240</sup>, wo sie zu „chronisch abgesättigte[n] und eben deswegen gar nicht mehr aktualisierte[n] Bedürfnissen“<sup>241</sup> werden. Damit wird der Mensch als sich selbst kultivierendes Wesen konturiert, das seine dranghafte Naturseite in den Griff bekommt, indem er seine Triebe ihrer unmittelbaren Wirkungsgewalt entzieht, um so von diesem Druck entlastet die Erfüllungsbedingungen seiner Bedürfnisse zu steuern.

Dies betrifft sämtliche Arten von Bedürfnissen, sowohl solche, die nur sehr schwach oder indirekt körperlich wirksam sind, als auch jene, die in einem elementaren, biologisch-physiologischen Sinne überlebensnotwendig sind: „Auch ein Primärbedürfnis orientieren heißt, es unter Kulturbedingungen setzen“<sup>242</sup>. Indem der Mensch seine Bedürfnisse orientiert und somit ‚kultiviert‘, begegnet er dem menschengesellschaftlichen Meta-Bedürfnis nach orientierten Bedürfnissen, hat er doch nach Gehlen

„das vielfach überdeterminierte Bedürfnis, sein Nahrungs- und Geschlechtsleben nicht in triebhafter Weise zu befriedigen, sondern in irgendwie geordneter und eingefasster. Man könnte geradezu von einem Bedürfnis nach Bedürfnissen reden, die über diese Existenzminima überhaupt hinausgehen“<sup>243</sup>.

Nach diesem Modell der orientierungsbedürftigen Bedürfnisse ist die Annahme eines urtümlichen, tief verankerten und natürlich invarianten Wesens menschlicher Bedürfnisse entschieden zu relativieren. Das Bedürfnis als motivationale Größe ist weit weniger der Verfügbarkeit durch das betreffende Subjekt entzogen, als es eine verbreitete Rede nahelegt, die von ‚natürlichen Bedürfnissen‘, ‚unabweisbaren Grundbedürfnissen‘, ‚vitalen Bedürfnissen‘ etc. ausgeht und diese Größen mitunter mit Interessen, Wünschen und Vorlieben kontrastiert, welche dann umso beliebiger, individueller und kontingenter erscheinen.

Zwar kann der Begriff des Bedürfnisses gleichwohl im Vergleich mit anderen motivationalen Größen wie Wünschen oder Vorlieben eine gewichtigere Geltung und zwingendere Rechtfertigungskraft beanspruchen, trotzdem handelt es sich auch hier um ein Element menschlicher Verfasstheit, dessen Universalisierungs- und Objektivierbarkeit begrenzt ist und das somit als exemplarischer

---

239 Ebd.

240 Ebd. Vgl. zu dieser „Aufschiebefigur“ Gehlens auch Delitz (2011), S. 58f.

241 Gehlen (2004), S. 14.

242 Ebd., S. 87f.

243 Gehlen (1986a), S. 331.

Beleg der spezifischen anthropologischen Ambivalenz gelten kann. Einerseits liegt im Wesen des Bedürfnisbegriffs offensichtlich jene tiefer verwurzelte und damit weniger verfügbare intentionale Kraft, die ihn von anderen Motivationsursachen mit eher oberflächlicher und relativer Handlungsbestimmung, wie etwa spontanen Wünschen oder momentanen Gestimmtheiten, abhebt. Andererseits ist jedes Bedürfnis der formgebenden Orientierung an den historisch und kulturell variablen Umständen seiner Erscheinungs- und Erfüllungssituation ausgesetzt, so dass „selbst die physischen Bedürfnisse eingekleidet in Kostüme der Zeit und Gesellschaft“<sup>244</sup> erscheinen. Da nun dieses notwendige und notwendig kulturbedingte Auftreten nicht nur etwa abstraktere, d.h. geistige Bedürfnisse betrifft, sondern grundsätzlich das Schicksal aller entsprechenden menschlichen Regungen ist – wie unmittelbar und dominant ihre körperliche Manifestation auch sein mag –, ist die Aussagekraft der Vorstellung von ‚rein körperlichen‘ im klaren Gegensatz zu ‚rein geistigen‘ Bedürfnissen doch deutlich eingeschränkt. Zwar ist freilich weiterhin richtig, dass der Mensch immer schon konfrontiert ist mit Bedürfnissen, die direkt mit den Bedingungen seines Lebens und Überlebens verbunden sind und auf eine Weise existenziell wirken, die ihre Befriedigung zwingend erfordert, doch ist es angesichts der Idee einer grundlegenden hierarchischen Klassifizierung wichtig zu sehen, dass diese überlebenswichtige Dimension eben nur *ein* mögliches Bedürfnismerkmal und Typisierungskriterium neben anderen darstellt.

### *Gesellschaftliche (Über-)Formung von Bedürfnissen*

Aus der Plastizität selbst der existenziellen Grundbedürfnisse des Menschen, welche ihre formierende Orientierung nicht nur möglich, sondern auch notwendig machen, ergibt sich ein weiteres wesentliches Merkmal ihrer konkreten und realen Erscheinung im Leben des Menschen: die Vervielfältigung der Bedürfnisse. Indem Bedürfnisse ihre Form und Gestalt erst bzw. nur durch ihre Orientierung erhalten, welche an Gegenständen und Umständen verläuft, die Ausdruck der gesellschaftlich-kulturellen Prägung und damit dem Menschen äußerlich sind, sind sie in ihrer Herausbildung auch notwendigerweise von diesen Erscheinungs- und Erfüllungsbedingungen abhängig. So liegt es auf der Hand, wie Karin Lederer schreibt, dass Bedürfnisse „unter verschiedenen Lebensformen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten durchaus unterschiedlich gear- tet sein“<sup>245</sup> können. Daraus wiederum wird ersichtlich, dass Bedürfnisse weder in ihrer qualitativen Ausformung noch in ihrer quantitativen Ausdifferenzierung

---

244 Ebd., S. 347.

245 Lederer (1979), S. 16.

festgelegt sind. Indem der Mensch im Schritt der Vergegenständlichung seiner Bedürfnisse diese an konkreten Umgebungsbedingungen und Handlungsmöglichkeiten ausrichtet, entsteht nicht nur ein erweitertes Spektrum an möglichen Mitteln zur Bedürfnisbefriedigung, es drängt sich unweigerlich auch die Frage danach auf, welche dieser Optionen hierfür angemessen sind.

Aus der Plastizität der Bedürfnisse und ihrer Befriedigung ergibt sich auch die Möglichkeit, in abgestufter Form auf ihr Auftreten zu reagieren, bestimmte Teilaspekte von Bedürfnissen anderen Facetten vorzuziehen und unter Einsatz der speziell dafür geeigneten Mittel diese Teilbedürfnisse bzw. Bedürfnisteile zu befriedigen. Den anthropologisch charakteristischen Effekt derartiger Differenzierung von Bedürfnissen schon in ihrer Wahrnehmung hat bereits Hegel im Rahmen seiner Überlegungen zur bürgerlichen Gesellschaft gesehen:

„Das *Tier* hat einen beschränkten Kreis von Mitteln und Weisen der Befriedigung seiner gleichfalls beschränkten Bedürfnisse. Der *Mensch* beweist auch in dieser Abhängigkeit zugleich sein Hinausgehen über dieselbe und seine Allgemeinheit, zunächst durch die *Vervielfältigung* der Bedürfnisse und Mittel und dann durch *Zerlegung* und *Unterscheidung* des konkreten Bedürfnisses in einzelne Teile und Seiten, welche verschiedene *partikularisierte*, damit *abstraktere* Bedürfnisse werden. [Herv. i.O.]“<sup>246</sup>

Durch das Auffächern der vielfältigen Teilaspekte eines Bedürfnisses wird der damit verbundene Erfüllungsdruck ebenfalls ‚zerlegt‘ und so entschärft und abgemildert. Insofern kann Hegels Formel der Zerlegung und Partikularisierung der Bedürfnisse und Befriedigungsmittel als anthropologische Beschreibung eines Verfahrens gelesen werden, das den seine Naturmängel ausgleichenden *Homo compensator* auszeichnet. Auch wenn es Hegel nicht an der Entfaltung einer Theorie des Menschen als Mängelwesen gelegen war, ist es doch bemerkenswert, dass er dieses anthropologische Theorem implizit voraussetzt, wenn er betont,

„dass es der Mensch nicht so bequem hat wie das Tier und es als Geist auch nicht so bequem haben darf. [...] In der Vervielfältigung der Bedürfnisse liegt gerade eine Hemmung der Begierde, denn wenn die Menschen vieles gebrauchen, ist der Drang nach einem, dessen sie bedürftig wären, nicht so stark, und es ist ein Zeichen, dass die Not überhaupt nicht so gewaltig ist.“<sup>247</sup>

---

246 Hegel (1986), S. 347f. (§ 190).

247 Ebd., S. 348 (§ 190).

Die Vervielfältigung der Bedürfnisse, welche bei Hegel als „eine ins Unendliche fortgehende Vervielfältigung, welche [...] die *Verfeinerung* ist“<sup>248</sup>, in ihrer prinzipiell unbegrenzten Maßlosigkeit benannt wird, stellt nun neben dem entlastenden und insofern überlebenswichtigen Effekt ihrer Zerlegung den Punkt dar, der für die Berücksichtigung gesellschaftlicher Faktoren von immenser Bedeutung ist. Denn in dem Maße, in dem partikularisierten Bedürfnissen ein nur mehr geminderter Erfüllungsdruck innewohnt, sind diese anfälliger für den formbildenden Einfluss der bereitstehenden Mittel und realen Erfüllungsmöglichkeiten, an denen sie erst orientiert werden müssen. Das heißt, dass Bedürfnisse nicht als der Bedürfniserfahrung vorgängig und von vorhandenen Erfüllungsoptionen unabhängig betrachtet werden können, sondern von dem Angebot der Mittel zu ihrer Befriedigung selbst bestimmt sein können. Dieser Rückkopplungseffekt der Vervielfältigung durch Partikularisierung wird mit Blick auf die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie Hegel für seine Skizze des „Systems der Bedürfnisse“ vor Augen hat, kenntlich:

„Die Befreiung der Bedürfnisse von der unmittelbaren Naturabhängigkeit realisiert sich geschichtlich [...] in der Bewegung der Verallgemeinerung, einer gigantischen Ausweitung der Mittel, die Bedürfnisse produzieren und gleichzeitig ‚beantworten‘“.<sup>249</sup>

Damit ist dasjenige strukturelle Moment der Bedürfnisorientierung benannt, das zahlreichen sozialphilosophischen, soziologischen und ideologiekritischen Ansätzen als Ausgangspunkt für das mitunter vehement vorgetragene Vorhaben dient, die Gefährdungen und wahren Zusammenhänge menschlicher Bedürfnislagen angesichts realer gesellschaftlicher Bedingungen und makroökonomischer Verstrickungen aufzudecken. So spielt in vielen kulturkritisch bis anthropopessimistisch angelegten Untersuchungen die Unterscheidung zwischen ‚wahren‘ und ‚falschen‘ Bedürfnissen, zwischen ‚entfremdeten‘ Begehrlichkeiten und ‚echten‘ bzw. ‚authentischen‘ Erfordernissen eine zentrale Rolle. Dass dabei vor allem manipulative Interessen Dritter ins Spiel geraten können, ist ein gerade für kapitalismuskritische Positionen relevantes Problem, auf das bereits Hegel hindeutet:

„Es wird ein Bedürfnis daher nicht sowohl von denen, welche es auf unmittelbare Weise haben, als vielmehr durch solche hervorgebracht, welche durch sein Entstehen einen Gewinn suchen.“<sup>250</sup>

---

248 Ebd., S. 349 (§ 191).

249 Berger et al. (1986), S. 154.

Vor allem von Marx ausgehende sozialphilosophische Untersuchungen und Autoren der Kritischen Theorie wie Theodor Adorno, Agnes Heller oder Herbert Marcuse stellen die Unausweichlichkeit der Marktförmigkeit menschlicher Bedürfnisse unter den Bedingungen kapitalistischer Ökonomien in den Vordergrund ihrer Bedürfnistheorien. Eine paradigmatische Prämisse solcher Systemkritik, die die anthropologische Frage nach der Trieb- und Motivationsstruktur *des* Menschen als untrennbar von dem als problematisch erkannten sozio-ökonomischen Komplex der gesellschaftlichen Machtverhältnissen *der* Menschen begreift, lautet: „Die Bedürfnisbefriedigung ist die *conditio sine qua non* jeglicher Ware.“<sup>251</sup> Damit rückt die Struktur und Formung der Bedürfnisse an eine Schlüsselstelle des komplexen Aufbaus einer hochgradig arbeitsteiligen Industriegesellschaft. Allerdings steht hierbei weniger die notwendige Formierung jeglicher Bedürfnisse aufgrund anthropologischer Einsichten im Mittelpunkt, wie sie Gehlen mit seiner Formel der ‚Orientierung‘ so prägnant formuliert hat; vielmehr werden die menschlichen Bedürfnisse nur mehr als deformierte Größen wahrgenommen, die als „verarmte“ und „entfremdete“ (Heller), als „repressive“ und „eingepflichtete“ Bedürfnisse (Marcuse) zu Instrumenten der Manipulation und Unterdrückung der Herrschenden ihre reale Potenz im Dienst der Mächtigen im Rahmen eines das Ganze überwölbenden „Verblendungszusammenhangs“ (Adorno) entfalten.<sup>252</sup>

---

250 Hegel (1986), S. 349 (§191).

251 Heller (1976), S. 23.

252 So heißt es bei Marcuse: „‚Falsch‘ sind diejenigen [Bedürfnisse, T.E.], die dem Individuum durch partikuläre gesellschaftliche Mächte, die an seiner Unterdrückung interessiert sind, auferlegt werden: diejenigen Bedürfnisse, die harte Arbeit, Aggressivität, Elend und Ungerechtigkeit verewigen. [...] Sie bleiben, was sie von Anfang an waren – Produkte einer Gesellschaft, deren herrschendes Interesse Unterdrückung erheischt.“ Marcuse (2004), S. 25. Auch Adorno begreift die Kontrolle über die Bedürfnisse, d.h. über die gesellschaftlich vorstrukturierten Möglichkeiten ihrer Artikulation und Befriedigung, als polit-ökonomisches Herrschaftsinstrument von kaum zu überschätzender Bedeutung: „In der kapitalistischen Gesellschaft ist der Zwang, fürs Bedürfnis in seiner durch den Markt vermittelten und dann fixierten Form zu produzieren, eines der Hauptmittel, die Menschen bei der Stange zu halten.“ Adorno (2003), S. 396. Vor allem die entindividualisierende Tendenz solcher Verstrickungsmechanismen zieht in diesem Zuge radikale Kritik auf sich: „Die prägnanteste Ausdrucksform der Verarmung der Bedürfnisse (und Fähigkeiten) ist die Reduktion bzw. Homogenisierung der Bedürfnisse.“ Heller (1976), S. 62. Marcuse geht sogar soweit, „auch eine nicht-

Bei aller antikapitalistischen und antikonsumistischen Schärfe (deren Angemessenheit und Aktualität hier nicht weiter beurteilt werden soll) bringt die Kritik an der systemimmanenten Bedürfnisermächtigung gesellschaftlicher Großstrukturen doch einen wesentlichen Aspekt in anthropologischer Hinsicht auf den Punkt. Bedürfnisse sind eben nur als Phänomene gesellschaftlich-kultureller Prägung zu verstehen, oder mit Adorno:

„Bedürfnis ist eine gesellschaftliche Kategorie. [...] Jeder Trieb ist so gesellschaftlich vermittelt, daß sein Natürliches nie unmittelbar, sondern stets nur als durch die Gesellschaft produziertes zum Vorschein kommt.“<sup>253</sup>

Darin ist nun der Einfluss Hegels auf Adornos „Thesen über Bedürfnis“ zu erkennen. Dieser hebt die Lösung von der Naturfessel als Voraussetzung für die Freiheit des Menschen auch anhand des menschlichen Selbstverhältnisses zu seinen Bedürfnissen hervor:

„Die Vorstellung, als ob der Mensch in einem sogenannten Naturzustande, worin er nur sogenannte einfache Naturbedürfnisse hätte [...], in Rücksicht auf die Bedürfnisse in *Freiheit* lebte, ist [...] eine unwahre Meinung, weil das Naturbedürfnis als solches und dessen unmittelbare Befriedigung nur der Zustand [...] der Rohheit und Unfreiheit wäre und die Freiheit allein in der Reflexion des Geistigen in sich, seiner Unterscheidung von dem Natürlichen und seinem Reflexe auf dieses liegt. [Herv. i.O.]“<sup>254</sup>

Insofern wäre es verfehlt, von rein natürlichen Bedürfnissen des Menschen jenseits der Umstände seiner konkreten lebensweltlichen, politischen und ökonomischen Bezüge auszugehen. Vielmehr sind alle Bedürfnisse nur als „historische Bedürfnisse“<sup>255</sup> aufzuklären. In dieser Betonung der unlösbaren Natur-Kultur-Verschränkung auf der Ebene der motivationalen Triebstruktur des Menschen deckt sich die marxistisch-ideologiekritische Bedürfnistheorie mit einer Grundthese der genealogisch orientierten ‚Anthropo-Biologie‘ Gehlens. So etwa bei

---

terroristische ökonomisch-technische Gleichschaltung, die sich in der Manipulation von Bedürfnissen durch althergebrachte Interessen geltend macht“, als „totalitär“ zu bezeichnen. Marcuse (2004), S. 23. Vgl. zu Ansätzen interdisziplinärer Bedürfnisforschung im Geist dieses kulturkritischen Pessimismus in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts auch Moser et al. (1978) und Meyer-Abich/Birnbacher (1979).

253 Adorno (2003), S. 392.

254 Hegel (1986), S. 350 (§194).

255 Marcuse (2004), S. 24.

Heller, die im Rahmen ihrer Marxstudie zu dem Schluss gelangt: „Die Entstehungsgeschichte des Menschen ist im Grunde die Entstehungsgeschichte der Bedürfnisse.“<sup>256</sup> Auch Gehlen weiß um die wechselseitige Kausalität der Beziehung zwischen dem Bedürfnis als Zweck und den Mitteln zur Bedürfnisbefriedigung. So benennt er explizit die bedürfnisgenerierende Macht kulturell-gesellschaftlicher Faktoren, wenn er mit Blick auf die immer schon vermittelte Bedürfnisformung über Technik schreibt: „sie stellt erfinderisch Mittel bereit für noch nicht vorhandene Zwecke oder für Bedürfnisse, die sie selbst erst miterzeugt, weil sie noch niemand fühlt“<sup>257</sup>. In Bezug auf das zielgerichtet-absichtsvolle Handeln des Menschen und dessen Verhältnis zur motivationalen Ebene der Bedürfnisse bedeutet dies die Relativierung einer einseitig gedachten Trieb-Aktions-Wirkrichtung zugunsten einer Betonung der wechselseitigen Formung und Formierung von Handlungsvollzügen und Bedürfnisformen, wie es Gehlen pointiert: „Wir handeln nicht so oder so, weil wir bestimmte Bedürfnisse haben, sondern wir haben diese, weil wir selbst und die Menschen um uns so oder so handeln.“<sup>258</sup> Da mit der naturgegebenen Zwangsläufigkeit des Bedürfnis-Erfüllungszusammenhangs auch die fraglose Kraft der darin enthaltenen motivierenden Komponente nicht mehr vorhanden ist, ist es nach Gehlen für den Menschen als

„handelndes und damit der grenzenlosen Zufälligkeit der Wirklichkeit ausgesetztes Wesen lebenswichtig, dass auch noch die speziellsten Fähigkeiten zu Bedürfnissen werden können und deshalb ‚mit Interesse‘ getan werden“<sup>259</sup>.

Ähnlich sieht Plessner den wechselwirkenden, gewissermaßen autopoietischen Zug des Bedürfnis-Befriedigungsmittel-Komplexes, der dadurch entsteht, dass die Kompensationsmittel und -praktiken vitale Bedürfnisse nicht nur befriedigen, sondern diese immer auch schon mitkonstituieren:

---

256 Heller (1976), S. 44.

257 Gehlen (2004), S. 12.

258 Gehlen (1986a), S. 330. Vgl. ähnlich auch Wolfgang Eßbach: „Die Instinktreduktion hat auch zur Folge, dass zwischen Antriebsstruktur und erworbenen Lebensführungstechniken ein Leerraum liegt, ein Hiatus, der mehrseitige Verbindungen ermöglicht. So handeln wir, weil wir ein Bedürfnis haben, es gilt aber auch, wir haben ein Bedürfnis, weil wir so oder so gehandelt haben. Handlungen werden in den Formen der Kultur abhängig von der Antriebsstruktur.“ Eßbach (2007), S. 14.

259 Gehlen (1986a), S. 336.

„Welttoffenheit verwirklicht sich daher nur in einer künstlich geschaffenen [...] Umwelt, deren Güter und Einrichtungen vitalen Bedürfnissen dienen, dadurch aber wiederum auf diese zurückwirken, neue hervorrufen, alte verändern, in jedem Falle aber sie formen und regulieren, sie bändigen und domestizieren.“<sup>260</sup>

Hier klingt an, dass die aus ideologiekritischer Perspektive so unnachgiebig begargwöhnte Anfälligkeit menschlicher Bedürfnislagen für manipulative bis entfremdende Mechanismen freilich nur die Kehrseite einer anthropologischen Einsicht ist, welche auch großes Potenzial verspricht. So kann jedes Bedürfnis, das aufgrund seiner ‚Orientierbarkeit‘ und Orientierungsnotwendigkeit von fremdbestimmter Manipulation und entmenslichender Instrumentalisierung bedroht ist, gleichzeitig qua dieser Offenheit und Plastizität Gegenstand einer in die Gegenrichtung zielenden Formierungsanstrengung werden. In Auseinandersetzung mit Gehlens Anthropologie formuliert Kamlah dementsprechend den optimistischen Zug der Beherrschbarkeit der Bedürfnisse, wenn er darauf verweist, dass es dem Menschen möglich ist, in der handelnden Konfrontation mit Natur und Umwelt zusammen mit der Entwicklung seiner Bedürfnisse auch das Spektrum seiner Fertigkeiten und Kompetenzen zu erweitern:

„Der in Wahrheit bedürftige und tätige Mensch aber ist schon in seinem Drang von Natur auf seine Welt gerichtet und eingerichtet, so dass er finden kann, was er sucht [...], so dass er die natürliche Welt seiner Möglichkeiten und damit seiner natürlichen Bedürfnisse tätig ausbauen und vermehren kann.“<sup>261</sup>

### *Die Plastizität der Bedürfnisse als Grundlage der Selbst-Bildung*

Angesichts dieses besonderen Entwicklungspotenzials verwundert es nicht, dass eine auf Plastizität und kulturelle Formung abhebende Bedürfnistheorie gerade in derjenigen Wissenschaft Zustimmung und fruchtbare Anschlusspunkte finden kann, in deren Zentrum die Beschäftigung mit Fragen der ‚Bändigung‘ und ‚Domestikation‘ des Menschen und seiner Triebstruktur steht: die Erziehungswissenschaft. So macht etwa Wolfgang Brezinka, ein namhafter Vertreter der wissenschaftlichen Pädagogik, ein um den Bedürfnisbegriff zentriertes Menschenbild und namentlich Gehlens Anthropologie vom Mängelwesen zur Grundlage seiner Erziehungstheorie. Für ihn ergibt sich aus der instinktmäßigen Defizitsituation des Menschen die grundsätzlichen Fähigkeit zur (Selbst-)Reflexion und Handlungssteuerung:

---

260 Plessner (2003), S. 192.

261 Kamlah (1975), S. 127.

„Der Mensch lässt sich nicht automatisch durch grobe artgemäße Auslöser steuern, sondern er ist fähig, zwischen die Wahrnehmung und die Beantwortung von Reizen eine kritische Stellungnahme einzuschieben: er kann den Drang zur unmittelbaren Reaktion abbremsen, er kann seine Triebe hemmen und auf andere Gegenstände umleiten, er kann nachdenken, auswählen und verzichten.“<sup>262</sup>

Aus dieser bis zur Versagung der Befriedigung reichenden Verfügung und Kontrollierbarkeit der eigenen Bedürfnisse wiederum ergibt sich nach Brezinka die unabwiesbare Notwendigkeit zur erzieherischen Führung:

„Diese Armut an Instinkten bringt eine dauernde Gefährdung mit sich. Sie macht den Menschen in höchstem Grade lernbedürftig, denn der Mangel an biologisch gesteuerter Verhaltenssicherheit muss durch erlernte Orientierungsweisen ausgeglichen werden.“<sup>263</sup>

Ganz im Sinne der entsprechenden philosophisch-anthropologischen Positionen ist der Mensch demnach als nicht-festgestelltes Tier „das einzige Lebewesen, das lernen muss, um überhaupt bestehen zu können“<sup>264</sup>. Damit wird die kompensatorische Herausforderung, mit der sich das Mängelwesen Mensch zur Lebensbewältigung immer schon konfrontiert sieht, zum anthropologischen Ansatzpunkt einer produktiven Erziehungspraxis, die ihre erste und unvermeidliche Aufgabe darin findet, die amorphen Bedürfnisse in Bahnen zu lenken und in Formen zu bringen. Die bei Gehlen als ‚Orientierung‘ angelegte Formierung jeglicher menschlicher Bedürfnisse schlägt sich auch in der jüngeren Erziehungs- und Sozialisationstheorie in einer pädagogischen Begrifflichkeit nieder, die darin der von Brezinka eingeschlagenen Richtung folgt:

„Selbst die primären Bedürfnisse treten nie ‚rein‘ auf; als naturgegebene und für alle Menschen gleiche physiologisch bedingte Motive sind sie nur eine Abstraktion. Die Bedürfnisse konkreter Personen sind stets untrennbar mit Lernergebnissen durchwoben.“<sup>265</sup>

Dabei ist die pädagogische Sicht auf die menschliche Bedürfnisstruktur und den zu lernenden Umgang mit Möglichkeiten ihrer Befriedigung größtenteils geleitet von der Zielsetzung, dazu beizutragen, die ‚richtigen‘ oder ‚wahren‘ Bedürfnisse

---

262 Brezinka (1961), S. 19.

263 Ebd.

264 Ebd., S. 11. Vgl. hierzu auch Eßbach: „Lernen tritt bei Lebewesen überall dort ein, wo Instinkte reduziert sind.“ Eßbach (2007), S. 14.

265 Brezinka (1961), S. 20.

eigenständig identifizieren und herausbilden zu können. Damit geht die negativ konnotierte Vorstellung von der Entfremdung und Verkenntung der Bedürfnisse einher, der es durch erzieherisches Handeln zu begegnen und vorzubeugen gilt.<sup>266</sup> Gerade angesichts der immens gewachsenen (und weiter wachsenden) Fülle an Möglichkeiten zur schnellen, leicht verfügbaren und kurzfristig passgenauen Befriedigung von Begehrlichkeiten wird eine zentrale Aufgabe einer zeitgemäßen, bedürfnisorientierten Pädagogik in der „Bildung der Bedürfnisse“ gesehen. So konstatiert Jana Swiderski:

„Damit Kinder glücklich sind und lernen, wie sie aus eigener Kraft glücklich werden können, darf ihnen nicht jeder gerade auftretende Wunsch erfüllt werden. Kinder müssen lernen, ihre Bedürfnisse selbst wahrzunehmen, zu artikulieren und Fähigkeiten zu erwerben, die ihnen helfen, ihre Bedürfnisse aus eigener Kraft zu befriedigen.“<sup>267</sup>

Die grundlegende Prämisse, die für derartig ausgerichtete pädagogische Konzepte zentral ist und die diese mit der philosophischen Anthropologie Gehlens teilen, ist die Annahme einer charakteristischen Ambivalenz des Bedürfnisbegriffs und -geschehens. Ähnlich wie bei Autoren, die an den gesellschaftstheoretischen und sozialtechnologischen Implikationen und Herausforderungen (bzw. Gefährdungen) der Bedürfnisplastizität unter den Bedingungen spätmoderner Massengesellschaften interessiert sind, stehen hierbei dann die das entwicklungsprägende Spannungsfeld konstituierenden Pole von Individuum und Gesellschaft im Vordergrund:

---

266 Die in gesellschaftskritischer Hinsicht wohl radikalste und pessimistischste Bedürfnistheorie innerhalb der Erziehungswissenschaften vertritt Marianne Gronemeyer, die davon ausgeht, „dass Bedürfnisse immer im Dienste der Knappheit, also der Macht stehen“. Gronemeyer (2002), S. 77. Gronmeyers engagierter Fundamentalangriff richtet sich gegen die „Gesamtapparatur“ des kapitalistischen Systems mit seiner immanenten Entfremdungs- und Manipulationslogik, das unter dem Deckmantel des Fortschritts das Individuum nicht mehr als Person berücksichtige, sondern als „belieferungsbedürftiges Mängelwesen“ und „Systemmodul“ in seine konsumistische Produktmaschinerie zwänge. In ihrer vehementen Anklage der demütigen Selbstbeschränkung des Einzelnen „in die Rolle des dienstbaren Funktionspartikels in diesem missratenen, aber nichtsdestoweniger mit unerbittlicher Strenge fordernden Kosmosverschnitt“, welche die kollektiven Effekte der Entmündigung und Regression komplettiere, steht Gronemeyer der ideologiekritischen Verve der Kritischen Theorie in nichts nach. Vgl. ebd., hier S. 193.

267 Swiderski (2008), S. 228.

„Bedürfnisse sind angeborene und universelle, aber sozialisatorisch überformte, objekt-orientierte, mit Zielvorstellungen und Richtungstendenzen verbundene Elemente individueller psychischer Dynamik, die bei aller Spezialisiertheit wandelbar sind in der Richtung und der Wahl der Mittel.“<sup>268</sup>

Dabei liegt der Hauptakzent auf der Wandelbarkeit und unbesetzten Offenheit der Bedürfnisse, die diese damit prinzipiell allen denkbaren Einflussfaktoren bietet: „Fast alles kann zum Bedürfnis werden oder als ein Bedürfnis geltend gemacht werden.“<sup>269</sup>

Für die Pädagogik als Wissenschaft des Nachdenkens über die Prozesse des Einübens und Bildens von Fähigkeiten und Fertigkeiten im Lebensverlauf eines Menschen, die auch den Bereich des Geltendmachens von Bedürfnissen und daraus abgeleiteten Ansprüchen einbezieht, folgt daraus, „dass Bedürfnisbefriedigung erlernbar ist“<sup>270</sup>. Damit ist die Erziehungstheorie in bemerkenswerter Weise mit der Bedürfnistheorie Gehlens kompatibel. Mägdefrau nennt dann auch explizit den klassischen, philosophisch-anthropologischen Urheber der für die Erziehungstheorie so anschlussfähigen Bedürfniskonzeption, auf den sie sich bezieht und dessen Bild vom Menschen – als zwar mangelhaftem, doch multikompetenten *Homo compensator*, der sich durch ein Zuviel und Zuwenig zugleich auszeichnet – sie ihrer eigenen pädagogischen Theorie zugrunde legt: „Nach Gehlen [...] ergab sich eine Vorstellung des Menschen als Mängelwesen auf der physischen, vitalen Seite und als Überschusswesen auf der psychischen, geistigen Seite“<sup>271</sup>. Die gegenläufige Ambivalenz der motivationalen Trieb- und Bedürfnisstruktur des Menschen – ihre ungerichtete Bedürftigkeit, die doch orien-

---

268 Mägdefrau (2007), S. 26. So besagt für Jutta Mägdefrau der erste Baustein einer pädagogischen Theorie: „Bedürfnisverwirklichung vollzieht sich als Prozess in Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt und zwar situativ gebunden im Rahmen kulturell bestimmter Grenzen und gleichzeitig höchst individuell.“ Ebd., S. 236.

269 Swiderski (2008), S. 11. Vgl. in diesem Sinne auch Brezinka: „Jedes Ziel des menschlichen Strebens kann ein so großes Maß an psychischer Energie binden, dass das Begehren nach diesem Ziel als Bedürfnis erlebt wird.“ Brezinka (1961), S. 20.

270 Mägdefrau (2007), S. 10.

271 Ebd., S. 30. Mit Hegel führt Mägdefrau einen weiteren Gewährsmann aus der Philosophiegeschichte an, wenn sie die Sozialität stiftende Wirkung der Arbeitsteilung in der bürgerlichen Gesellschaft entfaltet, welche für sie auf den Umstand zurückzuführen ist, dass „die meisten Bedürfnisbefriedigungsmittel Produkte der Arbeit anderer sind, [und so] der Mensch auf andere Menschen angewiesen“ sei. Ebd., S. 31.

tiert werden muss, einerseits und die adaptive Mannigfaltigkeit potenzieller Erfüllungsmöglichkeiten andererseits, die das Individuum in seinem soziokulturellen Kontext fundamental herausfordert – diese Ambivalenz im Laufe des Entwicklungs- und Reifungsprozesses zum erwachsenen Menschen in den selbstbestimmenden und selbstbeherrschenden Griff zu bekommen, ist das zentrale Projekt einer anthropologisch reflektierten Pädagogik. Eine entsprechende Erziehung zum bewussten und selbstkritischen Umgang mit eigenen Bedürfnissen verschreibt sich dann in einem doppelten Sinne der ‚Bedürfnisbildung‘:

„Erziehende können [...] zum rational begründeten Abwägen von Bedürfnissen anregen, zur selbstständigen Beurteilung und Artikulation von Bedürfnissen auffordern und Heranwachsende zur selbstbestimmten Wahrnehmung ihrer eigenen Bedürfnisse und Interessen befähigen.“<sup>272</sup>

Die Befähigung zur souveränen Bedürfnisorientierung ist nun nicht nur als dauernde Überprüfung und kritische Reflexion der Stichhaltigkeit und Angemessenheit der sich immer weiter ausdifferenzierenden und spezialisierten Bedürfnisse erforderlich und somit lediglich in individuell-pragmatischer Hinsicht, d.h. Fragen der persönlichen Lebensführung betreffend, relevant. Die Kompetenz der Bedürfnisbildung kann auch unter anthropologischen Gesichtspunkten, die auf ein allgemeines – und darin philosophisches – Verständnis des Menschen und seiner Lebenssituation zielen, eine Schlüsselrolle beanspruchen. So lässt sich die anthropologische Grundfigur vom Menschen als demjenigen Wesen, das sich von der eigenen biologischen Verfasstheit und Natur-Notwendigkeit in erheblichem Maße abgelöst hat, besonders prägnant mit dem – gänzlich untierischen – Möglichkeitsspektrum des Umgangs mit seinen Bedürfnissen und Überlebensanforderungen charakterisieren. Der Mensch als das Tier, das selbst seine primären Bedürfnisse beherrschen kann.

### *Das unvermeidbare Bedürfnis nach Sinn*

Aus dem tierisch-instinktiven Reaktionskreis von Trieb und Triebbefriedigung herausgelöst, ist dem Menschen mit der Möglichkeit, über die eigenen Bedürfnisse in Auftreten, Ausformung, Akzentuierung und Artikulation verfügen zu können, auch die Notwendigkeit auferlegt, diese ihm zugewachsene Dimension der Selbst-Ermächtigung auch selbst auszuüben. Als Wesen, das sein Dasein nicht mehr eingezwängt in unveränderliche Bedingungen natürlicher Verhaltensmuster fristet, sondern das sein Leben führt, indem es handelt, kann der Mensch

---

272 Swiderski (2008), S. 230.

auch den Umgang mit seinen Bedürfnissen nicht zufällig ausgestalten und über sich ergehen lassen, sondern muss diesen Prozess bewusst gestalten und steuern. Aus der Natur ableitbare Vorgaben hierfür gibt es nicht, wie Brezinka herausstellt:

„Selbst die ursprünglichen organischen Bedürfnisse determinieren das Verhalten nur insofern, als sie dazu zwingen, überhaupt befriedigt zu werden. Auf welche Weise das aber geschieht, bleibt gänzlich offen.“<sup>273</sup>

Hierin tritt die anthropologische Fundamentalambivalenz des von den natürlichen Fesseln losgelösten und in die Unbestimmtheit kultureller Selbstgestaltung entlassenen Menschen unverkennbar zu Tage. Die auch und gerade seine Bedürfnisse prägende Weltoffenheit des Menschen führt nach Gerhard Arlt zu einem

„Freisetzen der Motorik. In die Lücke zwischen aktueller Erregung und aufgeschobener Handlung, in den Hiatus zwischen ‚abgehängtem‘ Trieb und befreitem Handeln springt das Bewusstsein ein [...]. Weltoffene Antriebsstruktur ist gekennzeichnet durch eine von Triebzielen abgetrennte und verschiebbare Energieform. Die Unmöglichkeit kurzschlüssiger Abfuhr führt ‚energetisch‘ zum Triebüberschuss, ‚strukturell‘ zur Eröffnung einer Bewusstseins-Innerlichkeit, einschließlich der Handlungs- und Könnenphantasie.“<sup>274</sup>

Indem die Bedürfnisse prinzipiell von der Ebene ihrer Befriedigung entkoppelt sind und damit dem formenden Zugriff und freien Umgang des Menschen zur Verfügung stehen, entfaltet sich ein entscheidendes anthropologisches Kennzeichen: die Fähigkeit zur Reflexion, des Bewusstmachens der eigenen Handlungsmöglichkeiten („Handlungs- und Könnenphantasie“), Lebensbezüge und – in Bezug auf die eigenen Bedürfnislagen – der jeweiligen Erfüllungsbedingungen. Eine Orientierung der Bedürfnisse ist somit überhaupt erst im Zuge ihrer Vergegenwärtigung denkbar. Nach Gehlen sind darauf besonders „die *Hemmbarkeit* und *Verschiebbarkeit* der Bedürfnisse und Interessen“ angewiesen, die beide nur „bei Bewußtheit derselben“<sup>275</sup> möglich sind. Darin liegt nun ein paradigmatischer Beleg für die Sonderstellung des Menschen. Kein anderes Lebewesen ist in der Lage, seine Bedürfnisse bewusst zu reflektieren und sich durch die

---

273 Brezinka (1961), S. 20.

274 Arlt (2001), S. 143.

275 Gehlen (1986a), S. 52.

rationale Ver-Gegenständlichung von ihnen zu distanzieren, um anschließend über ihr weiteres Schicksal zu befinden.

Ohnehin ist die Verschiebbarkeit der Bedürfnisse – neben der Berücksichtigung der grundsätzlichen Emanzipation von einem unverzüglichen Erfüllungszwang – nur denkbar im Zuge ihrer Virtualisierung, welche als besonders explizite Form der Vergegenständlichung und distanzierenden Stellungnahme aufgefasst werden kann. Gehlen weist auf diese Art der Bedürfnisgenese zweiter Ordnung hin, wenn er den Mehrwert „dauernder Erfüllungslagen“ betont, der entsteht, wenn in virtueller Antizipation künftiger Bedürfnisse deren aktuelle Befriedigung in vorausschauender Weise stabilisierend wirkt:

„Das Bewußtsein künftiger Bedürfniserfüllung oder die virtuelle Erfüllung ist selbst ein Erfüllungserlebnis, [...] das schon garantierte künftige Bedürfnis, die Entlastung von seiner eigenen Aktualität, das ist die Sicherheit.“<sup>276</sup>

Auch für Kamlah wird dabei an der Tatsache, dass der Mensch „nicht mehr wie das Tier in seinem Drange einfach aufgeht, sondern seine Bedürfnisse jeweils zu bestätigen oder zu verwerfen hat“<sup>277</sup>, wiederum die Doppelwertigkeit der Bedürfnisanthropologie kenntlich, ist es doch keinem anderen Lebewesen aufgegeben, diesen Bewusstwerdungs- und rationalen Verarbeitungsprozess bezüglich der eigenen Bedürfnisse leisten zu *müssen*.

Mit der Reflexivität der Bedürfnisse werden nun auch Fragen ihrer Formierung und Orientierung Gegenstand des rational strukturierten (Selbst-)Verhältnisses des Menschen, wie Peter Prechtl schreibt:

„Ein jedes Bedürfnis kann und muss Gegenstand der Stellungnahme sein. Diese Stellungnahme ist möglich, sobald sich die Bedürfnisse ‚auskristallisiert‘ haben und bewusst (faßlich) geworden sind.“<sup>278</sup>

Ein Effekt der Distanzierung von solchermaßen faßbar gewordenen und disponiblen Bedürfnissen kann darin bestehen, einen einmal direkt auf ein akut orientiertes Bedürfnis reagierenden Erfüllungsverlauf beizubehalten, auch wenn das

---

276 Gehlen (2004), S. 56. Vgl. dort auch: „Alle Bedürfnisse und Interessen sind, sobald sie an der Umgangserfahrung erwacht und damit bebildert worden sind, als solche auch Gegenstand der Stellungnahme anderer virtueller Interessen und damit verwerfbar resp. ‚unterstrichen‘ zuläßlich.“

277 Kamlah (1975), S. 147.

278 Prechtl (1983), S. 86.

ursprüngliche Moment schon nicht mehr vorhanden ist. Daraus können gewohnheitsmäßige, gleichsam institutionalisierte Formen der Formierung hervorgehen, die sich dann in bedürfniserzeugender Weise verselbstständigen, worauf Eßbach hinweist:

„Handlungen werden in den Formen der Kultur abhängig von der Antriebsstruktur. Bedürfnisbefriedigungen können aufgeschoben werden und der Aufschub selbst kann wiederum ein Bedürfnis werden. Dies wird deutlich im Phänomen der Routine: sie kann weiterlaufen, auch wenn der Motivationsgrund erloschen ist, und sie kann selbst Motivation generieren.“<sup>279</sup>

Das entlastende Moment, das in solcher routinierter Entbindung liegt, pointiert Gehlen mit dem Begriff der „Trivialisierung, welche dadurch eintritt, dass sie [die unmittelbaren biologischen Bedürfnisse, T.E.] in den Zustand der Hintergrund Erfüllung übergehen“<sup>280</sup>. Bedürfnisse können also mitsamt dem mit ihnen verbundenen Erfüllungsdruck dadurch handhabbar gemacht werden, dass sie in wiederkehrenden und damit bekannten Strukturen orientiert werden und so in eingeübte Muster von Gewohnheitshandeln übergehen. Diese Form der Entlastung durch sich wiederholende und einspielende Abläufe und Handlungsgegewohnheiten (auf gesellschaftlicher Ebene schließlich in Institutionen manifestiert) stellt für Gehlens Anthropologie ein Zentralmoment dar: „Bei einem Wesen von chronischer Bedürftigkeit ist daher die Hintergrund Erfüllung ein kapitaless Thema, eine echte anthropologische Kategorie.“<sup>281</sup> Gelingt dieser Mechanismus der entlastenden Habitualisierung, ist wiederum mit entlastenden Auswirkungen auf die mit der Orientierung befasste Instanz, das reflexiv-ratio-nale Bewusstsein, zu rechnen. Dies ist gerade für die Grundlagen von Lernprozessen von entscheidender Bedeutung, was Brezinka hervorhebt:

---

279 Eßbach (2007), S. 14.

280 Gehlen (2004), S. 70.

281 Ebd., S. 56. Seine materiell-gegenständliche Gestalt findet die für Gehlen so zeitlose wie kulturübergreifende Entlastungsformel im Werkzeug: „In seiner Spezialisiertheit auf bestimmte, einseitige Funktionen spiegelt jedes Werkzeug oder Gerät die Tatsache wider, dass sich chronische Bedürfnisse oder Interessen über wiederkehrende, eingewöhnte Arbeitsgänge auf typische, ebenfalls wiederkehrende Sachlagen und Sachumstände beziehen. Alle Kulturen ruhen, von der Seite der sie tragenden lebensnotwendigen Arbeit her gesehen, auf Systemen stereotypisierter und stabilisierter Gewohnheiten.“ Ebd., S. 19f.

„Sachgerechte Gewohnheiten entlasten auch das Bewusstsein. [...] Sobald jedoch nicht mehr ständig überlegt werden muss, was als nächstes zu tun ist, wird das Bewusstsein frei für andere Aufgaben. Der Mensch kann dann auf der Basis des schon erlernten und daher entlasteten Verhaltens etwas Neues, Vollkommeneres lernen. Jede neue gute Gewohnheit erschließt höhere Stufen der Freiheit.“<sup>282</sup>

Mit der enormen technik-evolutionären, kreativen und innovativen Dynamik freiwerdender Leistungsressourcen – wie sie in der Theorie der Technikentwicklung von Michel Serres eine zentrale Rolle spielt (s.o.), die stark an die Gehlen-sche Vorstellung von der prothetischen Organprojektion angelegt ist – gerät gleichzeitig auf der Ebene der Bedürfnisrationalisierung das Bewusstsein und Selbstverhältnis des Menschen in Bewegung. So legt Gehlen großen Wert auf die enorme systematische Bedeutung der Sprachentwicklung des Menschen im Rahmen seiner phylo- wie ontogenetischen Entwicklung als Handlungswesen.<sup>283</sup> Auch für Kamlah spielt die Sprachfähigkeit in anthropologischer Hinsicht eine herausragende Rolle. Indem er die Metabedürftigkeit des Menschen als gleichsam propädeutischen Grundterminus seiner Anthropologie voranstellt, streicht er an der spezifisch menschlichen Fähigkeit, sich symbolisch mittels Lautzeichen zu verständigen, nicht nur die kommunikative Funktion heraus (welche sich kategorial abhebt von jenen Formen der Verständigung und Interaktion im Tierreich, die als sprachlich vermittelt bezeichnet werden können), auch das reflexiv-selbstformende Moment der Sprachfähigkeit des Menschen erkennt er als Schlüsselmerkmal seines Umgangs mit Bedürfnissen („Bedürfnisorientierung“):

„Als Lebewesen hat der Mensch mit anderem Lebenden die ‚Bedürftigkeit‘ gemeinsam. Im Unterschied von den Pflanzen hat er ferner mit den Tieren gemeinsam, dass er seiner Bedürftigkeit inne wird, dass ihm nicht allein stets etwas ‚mangelt‘, sondern dass er diesen Mangel fort und fort verspürt, dass er ‚Mangel leidet‘ [...]. Jedoch als Lebewesen, das sprechen kann, erleidet er nicht allein Mangel, wird er nicht allein zur unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung ‚getrieben‘ oder ‚gedrängt‘, sondern geht er auch gleichsam redend in seinen Drang ein“<sup>284</sup>.

Die sich in sprachmächtig angelegtem Handeln vollziehende Menschwerdung lässt sich mit Kamlah auch im Verlauf der ersten Lebensphase verfolgen, in der sich der Mensch den gelingenden Umgang mit Primärbedürfnissen aneignet. Das

---

282 Brezinka (1961), S. 29. Vgl. dazu auch Gehlen (2004), S. 70.

283 Siehe dazu Gehlen (1986a), S. 46ff., 193ff., 236ff., 267ff. u.ö.

284 Kamlah (1973), S. 32.

Kleinkind, dem alle Bedürfnisbefriedigungen und -entsagungen zunächst bloß widerfahren, lernt allmählich, „durch ‚*Handlungen*‘ seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen“ und wird so „selbständig‘ als handelnder Mensch“<sup>285</sup>. Dies verdeutlicht, inwieweit die Genese menschlicher Individuation in einer untrennbar verknüpften Einheit aus den sich parallel vollziehenden und dabei gegenseitig stützenden Entwicklungen des Spracherwerbs, der Ausbildung der Kompetenz zur Bedürfnisbefriedigung sowie der übergreifenden Herausbildung der Handlungsfähigkeit im Sinne einer reflexiven und planvollen Selbstkontrolle verläuft.

Vor dem Hintergrund der unspezifizierten Weltoffenheit, mit der der Mensch versehen und konfrontiert ist, ergibt sich aus der Kombination von sprachmächtiger Welterschließung mit der Notwendigkeit der Bedürfnisformierung nun anstelle eines vorgezeichneten Trieblebens eine Aufgabe, die so umfassend und anspruchsvoll ist, dass sie als das zentrale anthropologische Bedürfnis interpretiert werden kann. Das Fehlen einer eindeutigen Wesensumwelt und seine unzureichende Instinkthilflosigkeit sowie die Befähigung, gleichsam kompensatorisch diese körperlich-natürliche Lücke durch geistig-kulturelle Strebensleistung schließen zu können, führen den mangelhaften Menschen mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten der Selbstgestaltung an ein Sinnvakuum, aus dem sich schließlich die ihm spezifisch eignende Bestimmung ergibt: der Mensch ist als Mensch aufgerufen zur Sinnstiftung, zur Deutung und Füllung seines Lebens mit Sinn und Verstand bzw. mit Sinn durch Verstand.

Während es dem Menschen als Naturwesen weiterhin um seine biologische Arterhaltung zu tun ist, sieht er sich gleichzeitig als Kulturwesen mit der Notwendigkeit eigenständiger Lebensführung konfrontiert. Diese Herausforderung vollzieht sich unabweisbar und paradigmatisch an der Offenheit seiner Bedürfnisse, die sich aufgrund fehlender Naturvorgaben in verschiedensten Varianten ihrer Ausgestaltung und Aufarbeitung konkretisieren, d.h. *orientierungsfähig* sind. Daher kann eine objektivistisch verallgemeinernde, d.h. körperlich-physiologisch ansetzende Untersuchung der ‚Natur des Menschen‘ zur Ermittlung seiner Fundamental-Bedürfnisse nicht gelingen, sofern dabei die orientierende Überformung durch sozio-kulturelle Muster und Vorprägungen außer acht gelassen wird, wie Kamlah unmissverständlich herausstellt:

„Da der Mensch Sprache und Geräte hat, da er die Natur um sich und seine eigene, d.h. seine ihm einst eigene Natur eingreifend verändert hat und weiter verändert, da also seine ehemals ‚natürlichen‘ Bedürfnisse in gewisser Weise fortbestehen, in gewisser Weise aber gleichsam überformt sind, umgebildet in ‚Kulturbedürfnisse‘ und ergänzt durch zahllose

---

285 Ebd.

neue Kulturbedürfnisse, ist die Abgrenzung der Begehrungen auch nur von den ‚natürlichen Bedürfnissen‘ auf dem Umwege über die Naturwissenschaft und die Medizin nicht zu erreichen.“<sup>286</sup>

Wenn die Aufgabe der Sinngebung nun als anthropologisches Grundbedürfnis gelten kann, so macht diese Basalität weniger eine überlebensnotwendige Dimension im biologischen Sinne als vielmehr das spezifisch Menschliche aus, worin der Mensch sich von allen anderen Lebewesen abhebt. Im streng biophysiologicalen Sinne der Lebensfähigkeit – die allen weiteren menschlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten freilich unvermeidlich vorausgeht – ist die Sinnstiftung nicht unabdingbar, rein akzidentiell aber scheint sie freilich auch nicht zu sein. Dass es schwerfällt, hier allein wegen der eingeschränkten biologischen Notwendigkeit nicht mehr von einem Grundbedürfnis des Menschen zu sprechen, zeigt zweierlei: zum einen, dass es durchaus das Menschsein konstituierende Bedürfnisse gibt, die zwar nicht für das pure (Über-)Leben nötig sind, trotzdem aber unabdingbar relevant für seine Existenz als selbstbewußtes und handlungsfähiges Wesen sind und die somit als echte Grundnotwendigkeiten gelten müssen – der antireduktionistische Nachweis also, dass die Beschränkung auf biologisch-körperliche Kriterien hier zu kurz greift und der Komplex physiologischer Existenzbedingungen eines Organismus nicht alleiniges Kriterium bei der Bestimmung des Menschen und seiner Grundbedürfnisse sein kann. Zum zweiten ergibt sich aus dieser Erweiterung der Bedingungen für Grundbedürfnisse des Menschen um geistig-rationale und reflexiv-sinnstiftende Belange, dass die Klärung biologischer Grundbedürfnisse nicht ausreicht, um zu einer hinreichenden, geschweige denn umfassenden Bestimmung des für den Menschen Unabdingbaren zu gelangen.

---

286 Ebd., S. 56. In Kamlahs Formel des „Kulturbedürfnisses“ verdichtet sich somit ein anthropologisches Spezifikum: „Der Prädikator ‚Kulturbedürfnis‘ weist lediglich darauf hin, dass der Mensch durch seine Sprache, seine Geräte, seine ‚Künste‘ in jedem Sinne, seine gesellschaftlichen Institutionen, kurz: durch seine ‚Kultur‘ aufgehört hat, ein ungeschichtliches bloßes ‚Naturwesen‘ wie Tiere und Pflanzen zu sein.“ Ebd., S. 58.